

Künstlerisch-praktische Hausarbeit  
zur Ersten Staatsprüfung für das Lehramt an  
**Gymnasien**

im Fach: Kunst

Thema: Architekturwahrnehmung: Eine künstlerische Auseinandersetzung

vorgelegt von: Cosmo Hartung

geb. am 30.09.1996 in Friedrichroda

Erfurt, 10.02.2026

# Architekturwahrnehmung – Eine künstlerische Auseinandersetzung

Ästhetische Forschung zu verschiedenen Medien der Stadterkundung

*Staatsexamensarbeit für das Lehramt Kunst*

Betreuung:

Christian Andrés Parra Sánchez

Prof. Dr.-Ing. habil. Jasper Cepl

**Bauhaus-Universität Weimar**

Kunst und Gestaltung

# Inhaltsverzeichnis

|                                                             |        |
|-------------------------------------------------------------|--------|
| Einleitung .....                                            | 1      |
| <b>Wo gehe ich?</b> .....                                   | 2      |
| Der Radius meiner Bewegung.....                             | 2      |
| Ort und Raum.....                                           | 3      |
| Wo geht der Flaneur und Spaziergänger?.....                 | 5      |
| <b>Wohin gehe ich?</b> .....                                | 7      |
| Eine Richtung finden mit Spiralen, Menschen und Routen..... | 7      |
| Was trieb uns an loszugehen?.....                           | 9      |
| <b>Was sehe ich?</b> .....                                  | 11     |
| Bunte Bänder entdecken.....                                 | 12     |
| „Units“ abstrahieren.....                                   | 15     |
| Dynamisches Sehen.....                                      | 16     |
| Der „Point of View“ .....                                   | 18     |
| <b>Wie gehe ich?</b> .....                                  | 19     |
| Das Gehen mit Gegenständen.....                             | 20     |
| <br>Literaturverzeichnis.....                               | <br>49 |

## Einleitung

In meiner Arbeit versuche ich anhand von manipulierten Spaziergängen, mir meine eigene Architekturwahrnehmung zu erschließen. Meine Methode ist das Spaziergehen, mit der ich auf Architektur blicke. Architektur verstehe ich hier im Sinne von gebauter Umwelt. Auf meinen Spaziergängen wird diese Umwelt erkundet, und zwar mithilfe von Gegenständen, die als Instrumente verwendet werden und damit das Wahrnehmungserleben manipulieren. Der Modus, in dem wir gehen, also unsere eigentlichen Seh- und Gehgewohnheiten, soll hinterfragt werden. Dadurch soll die eigene Wahrnehmung geschult werden, indem man die Aufmerksamkeit weg von einem gegenständlichen Sehen, hin auf die Situation der Beobachtung richtet (Abel & Rudolf, 2018: 13). Diese Spaziergänge dokumentiere ich auf Video. Es soll ein Angebot aus mehreren solcher Videos entstehen, das die Möglichkeit bietet, verschiedene Modi der Stadterkundung einzunehmen. Den Modus des Spazierens oder des Erkundens verändere ich durch die Medien, die dabei zum Einsatz kommen. Die Medien sind alltägliche Gegenstände, die entfremdet werden, um mir als Instrument zu dienen. Die Art der Gegenstände ist schlicht, minimal und alltäglich und kann somit zur Nachahmung anregen. Jedoch bin ich auf meinen Wegen nicht allein. Die Personen in den Videos tragen ebenso dazu bei, meine Wahrnehmung der Umgebung zu erschließen. In den meisten Fällen fungiere ich als Produzent. Ich bereite die Instrumente vor, probiere sie aus und leite dann meine Spaziergänger an, während ich dabei hinter der Kamera stehe. Auch wenn ich jedes Instrument selbst teste, so erweitern die Erfahrungen meiner Teilnehmer meinen eigenen Blick auf die Umgebung. Dies macht sie zu einer Art Co-Autoren meiner Arbeit. Allerdings schwanken die Videos zwischen Dokumentation und Performance. Auf der einen Seite halte ich die Erfahrung meiner Spaziergänger fest, die sie mit den Wahrnehmungsinstrumenten machen. Auf der anderen Seite greife ich teilweise in ihre Erfahrung ein, indem ich Anweisungen und Richtungen vorgebe. Das liegt daran, dass ich versuche, die Wirkung des Geschehens durch das Videoformat zu transportieren. Eine Person vor Ort und der Betrachter des Videos können die Aktion nur sehr unterschiedlich fassen. Da das Resultat meiner Arbeit aber eine Videopräsentation wird, versuche ich, Momente zu schaffen, in die sich der Betrachter hineinversetzen kann. Daher sind manche Momente abstrahiert, um der Idee und dem Konzept Platz zu geben sowie den Vorstellungen und Assoziationen des Betrachters freien Lauf lassen zu können. Von einem anfänglich eher technisch und theoretisch-

objektiven Interesse an der Architektur und ihrer Wahrnehmung, habe ich mich im Verlauf dieser Arbeit zu einer subjektiven und praktischen Auseinandersetzung hin entwickelt.

## Wo gehe ich?

### Der Radius meiner Bewegung

Bevor ich weiß, wohin ich gehe, versuche ich herauszufinden, wo ich gehe. Mein „Wo“ beschränkt sich auf eine geografische Lage und soll den Fokus auf einen bestimmten Radius setzen, in dem ich mich bewege. Dieser Radius dreht sich um meinen Wohnort in der Weimarer Westvorstadt. Die Wege, auf denen ich hier gehe, repräsentieren zum Großteil die Wege meines Alltags. Ich wollte diese Wege benutzen, weil man neue Wege anders wahrnimmt als die, die man häufig geht, denn von Natur aus stimuliert Unbekanntes die Aufmerksamkeit (Jonak 2018: 9). Mein Ziel war es aber, die Aufmerksamkeit auf die Alltäglichkeit zu lenken und diese aufzubrechen, um somit das Bekannte aus neuen Perspektiven zu betrachten und mich dafür zu öffnen, neue Dinge zu entdecken. Ich habe mich auf diesen Radius aber auch festgelegt, weil mir der Baustil der Häuser hier gefällt. Die meisten Gebäude hier verkörpern den Gründerzeitstil, mit gelegentlichen Villen im Jugendstil oder anderen Epochen. Mich begeistern die Details, Formen und Farben daran, von denen ich nicht müde werde, sie immer wieder anzugucken und daran Neues zu entdecken. Das Viertel der Westvorstadt ist außerdem durch seine orthogonale Straßenanordnung geprägt. Dadurch entsteht für mich ein einheitliches Feld, auf dem ich experimentieren konnte. Die Straßen ergeben Blöcke, deren Umrundung für mich als Maß für die räumliche Distanz meiner Experimente genutzt werden konnte. Somit konnte ich meine Spaziergänge strukturieren, indem ich mich z. B. auf die einen oder zwei Blöcke entfernte.

Diese Einheitlichkeit meines Orts lässt sich aber nicht nur auf die Anordnung der Straßen begrenzen. Denn auch die Gebäude, sind von ihrer Höhe und ihrem Stil nicht drastisch unterschiedlich. Aus baulicher Sicht lässt sich eine gewisse Konformität erkennen, was allerdings nicht zwangsläufig etwas Schlechtes ist, sondern einen akzeptierten Rahmen schafft, innerhalb dessen man sich bewegt und durch feine Punkte Unterschiede gemacht werden (Cullen 1991:

12). Solch ein Rahmen kann ein Chaos von Bebauungen verhindern und eine Ordnung schaffen, die aber gleichzeitig noch die bereichernden Beziehungen zwischen den Gebäuden zulässt (ibid.). Diese Variation innerhalb einer Einheit wird von vielen Betrachtern, als angenehm wahrgenommen, was Axel Seyler versucht zu erklären, indem er Bezug auf eine „alte Kunstformel“ nimmt (2018: 142). Diese hat durch die Kunst- und Kulturgeschichte ihren Wortlaut ein paar Mal verändert, aber im Kern entsteht Schönheit da, wo die „Mannigfaltigkeit in der Einheit“ zu finden ist und damit eine Balance zwischen Uniformität und Individualität hält (ibid.).

In einer frühen Orientierungsphase der Arbeit, wollte ich den Radius auf Weimar West ausweiten. Plattenbausiedlungen üben auf mich einen ambivalenten Reiz aus. Diese Orte haben eine Ästhetik, die mich in ihren Bann zieht (Stichwort „Plattenromantik“), und ebenso ihr spannender geschichtlicher Hintergrund. Ein Konzept, das sich in der architektonischen Moderne einordnen lässt, was nicht nur schnellen Wohnraum bedeutete, sondern auch eine neue Weise des Lebens. Dabei kann man aber nicht übersehen, wie sehr dieses Vorhaben und seine Umsetzungen ideologisch durchdrängt waren, besonders in der ehemaligen DDR. Da ich selbst einmal für zwei Jahre in einer Platte (Jena-Lobeda) wohnte, konnte ich die Vor- und Nachteile des Lebens an einem solchen Ort selbst erfahren. Daher machte ich anfangs auch regelmäßig Ausflüge nach Weimar West. Es war für mich der Gegenpol zum Gründerzeitviertel. Ein Ort, um meine Augen und meine Wahrnehmung neu zu kalibrieren (wie auf einer Weinverkostung, die Geschmackssinne zwischen jedem Glas zu neutralisieren). Jedoch konnte ich mit fortschreitendem Prozess den schockierenden Wechsel der Baustile für das, was ich vorhatte, nicht länger begründen. Ich wollte das „Wo“ meiner Arbeit kompakt halten und die Erfahrungen meiner Spaziergänge in den Fokus rücken und diese nicht durch kontrastierende Architekturen abschwächen.

## Ort und Raum

In *Kunst des Handels* (1988) untersucht Michel de Certeau den Alltag als performative Praxis. Er geht davon aus, dass wir Menschen uns mit „Tricks und Taktiken der panoptischen Überwachung des etablierten Machtsystems subversiv widersetzen“ (Fischer 2011: 118). Dabei

bezieht er sich auf den Begriff des Panoptismus, der von Michel Foucault geprägt wurde. Dieser beschreibt, wie „alle gesellschaftlichen Bereiche und Institutionen sich gemäß des Prinzips der panoptischen Überwachungs- und Disziplinierungsmaschinerie organisieren“ (Foucault in Fischer 2011: 119). Dieses Prinzip leitet sich von einem Gefängnisgebäude, dem Panopticon, ab, in welchem die Gefangenen jederzeit von den Wärtern beobachtet werden können, aber die Gefangenen nicht wissen können, wann und ob sie beobachtet werden. De Certeau möchte nicht sagen, dass es eine Macht gibt, die unsere ganze Gesellschaft nach dem panoptischen Prinzip überwacht, sondern vielmehr, dass die Menschen des Alltags „der Disziplin entkommen, ohne ihren Einflussbereich zu verlassen“ (1988: 187). Der Alltag bietet zahlreiche Möglichkeiten, kreative Freiräume zu entdecken und zu nutzen, die sich der panoptischen Überwachung entziehen (Fischer 2011: 120). Alltägliche Handlungen können somit „das Netz einer Antidisziplin“ bilden (deCerteau 1988: 16). Eine Möglichkeit des Alltags dafür bietet das Gehen.

De Certeau macht eine interessante Unterscheidung zwischen Ort und Raum. Ähnlich wie ich versuche, die Frage nach meinem „Wo“ zu beantworten, ist für de Certeau der Ort eine Anordnung von festen Elementen (1988: 217f). Gleich den Gesetzen der Physik kann ein Objekt nicht an der Stelle eines anderen sein. Die Elemente an einem Ort sind daher nebeneinander angeordnet und voneinander getrennt, wodurch jedes seinen eigenen Bereich definiert. Somit kann der Ort als eine räumlich bestimmbare Größe beschrieben werden und als ein topografisches Gefüge mit bestimmten Begrenzungen und Handlungsspielräumen, zu dem das Subjekt durch Bewegung in Beziehung treten kann (Fischer 2011: 122).

Im Gegensatz dazu ist der Raum nach de Certeau ein Geflecht von beweglichen Elementen (1988: 218). Raum ist hier kein Behälter, der wie in der Physik mit einem Volumen bemessen werden könnte. Der Raum, von dem er spricht, wird performativ erzeugt: „Insgesamt ist der Raum ein Ort, mit dem man etwas macht. So wird zum Beispiel die Straße, die der Urbanismus geometrisch festlegt, durch die Gehenden in einen Raum verwandelt.“ (ibid.). Der Ort stellt somit einen Bereich von Handlungsmöglichkeiten dar, der sich durch unterschiedliche Nutzung räumlich verwirklicht und zugleich verändert werden kann (Fischer 2011: 123). Jedoch ist der Raum keine unabhängige Größe, da er immer mit dem Körper verbunden ist, durch den er erzeugt und strukturiert wurde (ibid.). Der performative Erfahrungsraum lässt sich nicht in seiner Gesamtheit erfassen und entzieht sich damit der panoptischen Kontrolle, da er nicht

primär optisch, sondern haptisch wahrgenommen wird, weshalb Certeau solche Bereiche als „unsichtbare Räume“ bezeichnet (ibid.). Das Leben auf der Straße erzeugt haptische Erfahrungsräume ohne feste Konturen, ohne eindeutigen Mittelpunkt und ohne klaren Horizont, weshalb sie sich einer vollständigen Übersicht entziehen.

Wenn es um das Gehen in der Straße geht, finden Fußgänger immer wieder Möglichkeiten, die Wege anders zu nutzen, als es von der Stadtplanung vorgesehen war: Man geht über eine Rasenfläche, steigt über eine Mauer oder entdeckt eine Abkürzung (ibid.:126). Es ist genau dieser Umgang mit den Handlungspotentialen im öffentlichen Raum, mit dem sich auch Künstler wie Francis Alÿs oder auch Marina Abramovic und Ulay auseinandersetzen. Genau wie sie möchte auch ich die unkonventionellen Möglichkeiten nutzen, den Raum zu erkunden.

## Wo geht der Flaneur und Spaziergänger?

Um den Raum zu erkunden und mich dabei durch den Radius meines „Wo“ zu bewegen, nehme ich die Rolle eines Spaziergängers ein. „Das Spazieren macht aus dem Gehen etwas Besonderes“ (Bianchi 2020: 51). Jedoch kann man eine Person, die mit langsamen Schritten und fließendem Blick durch die Stadt geht, auch Flaneur nennen (ibid.: 52). 1802 entwirft Karl Gottlob Schelle eine *Theorie des Spaziergangs*, worin er auch zwischen Spaziergänger und Flaneur unterscheidet (Neumeyer 1999: 9). Beide ähneln sich darin, dass das Spazieren und Flanieren beides kein Ziel oder eine bestimmte Richtung hat und frei von Zeitdruck ist. In der Literatur von Harald Neumeyer wird das Flanieren als ein „vom Zufall bestimmtes gehen“ charakterisiert (ibid.:11). Wobei man dies im gleichen Maße über den Spaziergänger sagen kann, der dem „Absichtslosen Bedeutung zuschreibt“ (Bianchi 2020: 49). Historisch gesehen baute der Flaneur auf dem Spaziergänger auf. Was die beiden aber unterscheidet, ist der Raum, in dem sie sich bewegen (Neumeyer 1999: 11). Hierbei knüpft das Flanieren an eine bestimmte Infrastruktur der Großstadt an, womit sich sein Entstehen auf das Paris in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts zurückführen lässt. Die Straßen der Großstadt sind von einer geschäftigen Menschenmenge geprägt, durch die sich der Flaneur bewegt. Das Gegenteil des Flaneurs ist



der Wanderer, der sich von der Stadt und anderen Menschen entfernt und sich nur in der Natur bewegt. Der Spaziergänger geht an der Grenze zwischen Stadt und Natur. Dies kann im wahrsten Sinne der Rand der Stadt sein, aber auch Parks, Gärten oder Alleen. Dort begegnet er Natur in Form von Landschaft, aber auch anderen Menschen durch andere Spaziergänger.

Schelle unterscheidet darüber hinaus zwischen beiden anhand der Wege, auf denen sie sich bewegen. (ibid.:12). Während der Spaziergänger an Orten geht, die frei von Hindernissen sind, muss der Flaneur dem geschäftigen Treiben der Großstadt ständig ausweichen, was ein geradliniges Gehen sehr schwierig macht. Weiterhin beschreibt er, wie sich die Wahrnehmungssituationen beider unterscheiden (ibid.:13). Denn der Spaziergänger umgibt sich mit der Natur als Landschaft, welche eine ruhige Fläche darstellt, über die er seinen Blick schweifen lassen kann. Hingegen bewegt sich der Flaneur in einem Umfeld von Bewegung und somit vieler, sich ständig ändernder Reize. Um diese Reize zu bewältigen und eine gewisse Wahrnehmungshaltung zu bewahren, bedarf es einer erhöhten Aufmerksamkeit und einer „gesteigerten Dynamik des Sehens“ (ibid.).

Basierend auf Schelle's Unterscheidung, verorte ich mein eigenes Gehen zwischen Spazieren und Flanieren. Eine Art flanierender Spaziergänger. Weimar ist keine Großstadt und ich bewege mich durch keine Menschenmenge in der Westvorstadt. Allerdings wirken fahrende wie parkende Autos häufig wie Hindernisse auf meinem Weg, denen ich ausweichen muss. Ich kann aber auch nicht sagen, dass ich der Natur, so wie sie Parks, Gärten oder Alleen hergeben, nahe bin. Wiederum können die Straßen mitunter so ruhig erscheinen, dass sie für einen Moment die gleiche Ruhe wie eine Landschaft ausstrahlen können. Diese Ruhe lässt sich damit erklären, dass es primär ein Wohnviertel ist. Das bedeutet weniger Fuß- und Autoverkehr als z. B. in der Innenstadt (mit großer Ausnahme der Trierer Straße).

## Wohin gehe ich?

Auch wenn man als Spaziergänger ohne Ziel geht, so geht man doch irgendwohin. Man legt einen Weg zurück, der keine gerade Linie ist, was bedeutet, dass man an gewissen Stellen eine Entscheidung treffen muss, welche Richtung man einschlägt. Wohin gehe ich, ohne ein Ziel zu haben? Der Flaneur lässt sich vom Zufall leiten. Allerdings ist der Mensch keine Maschine, die sich von einem mathematischen Zufall leiten lässt. Viel eher verarbeiten wir die Reize unserer Umgebung und entscheiden nach ihrer Bewertung, welche Richtung sich am besten nach unserem Geschmack und unserer Stimmung richtet. So habe ich es zumindest feststellen können auf meinen Spaziergängen. Es ist oft ein Augenblick, in dem sich die Möglichkeit ergibt, den bisherigen Weg zu verlassen. In diesem Moment erfolgt der Prozess der Entscheidung darüber, welchen Weg man einschlägt. Ich unternahm ein paar Versuche, um diesen Prozess aufzubrechen. Hierfür habe ich bei mehreren Spaziergängen meine Herangehensweise geändert.

### Eine Richtung finden

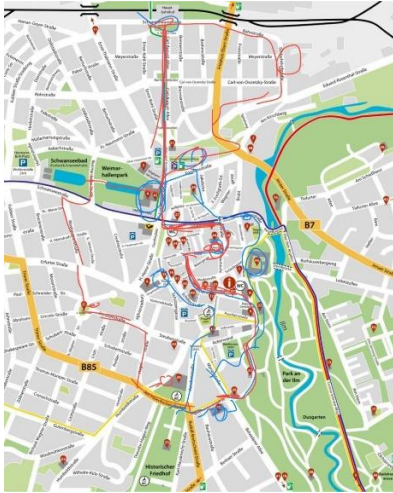
Bei meinem ersten Versuch dieser Art bin ich einem systematischen Muster gefolgt, das mir einen Weg, aber keinen Zielpunkt vorgibt. Nach dem Verlassen des Hauses bin ich bei jeder Gelegenheit rechts abgebogen, außer an den Stellen, an denen ich dies bereits tat. Dadurch ging ich ungefähr in einer immer größer werdenden Spirale um meinen Ausgangspunkt. Dabei stellte ich fest, dass es zwar an manchen Stellen repetitiv war, aber wiederum auch etwas sehr Befreiendes hatte. Es machte deutlich, wie sehr ich normalerweise beim Spazieren über die Richtung nachdachte, in die ich gehe. Jedoch ist wahrscheinlich genau dieser aufmerksame Blick nach dem nächsten Reiz oder Affekt, um mich in seiner Richtung ziehen zu lassen, das, was das Spazieren so besonders macht. Dieser systematische Ansatz, in einer Spirale zu gehen, nahm mir die Entscheidung ab, eine Richtung für mich zu wählen. Diese Befreiung öffnete auch den Blick, mit dem ich die Wege entlangging.

Bei einer weiteren Gelegenheit hatte ich das Vergnügen, mit einer Freundin durch die

Stadt zu laufen, die vorher noch nie in Weimar gewesen war. Was von meiner Seite aus als Runde geplant war, um ihr die Stadt zu zeigen, wurde unerwarteterweise ebenso zu einer Gelegenheit, mir scheinbar bekannte Orte aufs Neue zu entdecken. Besonders Erinnerungswürdig war das Erkunden der Herz Jesu Kirche. Ein Ort, an dem ich fast täglich vorbeikomme, aber mir dennoch nie die Zeit genommen habe, um anzuhalten. Mein Gast war begeistert, und so betrachteten wir die Kirche nicht nur von innen, sondern verweilten auch länger davor. Länger, als ich es je allein getan hätte. Ihre Faszination sprang auf mich über, womit ich begann, die Details, die Haptik der Materialien, die Bögen und Vertiefungen des Gebäudes zu bestaunen. Aus diesem Spaziergang wurde mir einmal mehr bewusst, welche Bedeutung es hat, allein oder gemeinsam zu spazieren – und in noch stärkerem Maße, ob die begleitende Person den Ort kennt oder nicht. Sie beeinflusste mich, den Reizen der Umgebung nachzugehen, die mir vorher verborgen waren. Am Ende gingen wir eine andere Runde, als ich es geplant hatte.

Eine besonders spannende Erfahrung war es auch, sich die Strecke eines Spaziergangs von einer anderen Person planen zu lassen. Mich interessierte, welche Routen andere wählen, um ihrem Besuch Weimar zu zeigen. Da mir selbst schon aufgefallen war, dass ich mit meinen Gästen häufig die gleichen Strecken gehe, wollte ich herausfinden, ob dies auch bei anderen der Fall ist. Zu diesem Zweck versendete ich Stadtkarten von Weimar an Freunde, auf denen sie mit einer blauen Linie die Wege auf einem Rundgang einzeichnen sollten, welche für sie am meisten Weimar repräsentieren. Wenig überraschend ähneln sich alle Stadtrundgänge sehr und keiner ließ den Theaterplatz, Goethes Gartenhaus und die Bauhaus-Universität aus. Im gleichen Zuge bat ich meine Freunde, mit einer roten Linie auf der Karte einen Rundgang einzuzeichnen, der sich nicht mit der blauen Linie deckt, wobei die Linien sich jedoch kreuzen durften. Diesmal fragte ich nach Wegen, die in ihren Augen nicht repräsentativ oder unwichtig seien. In anderen Worten: Welche Wege sollte ein Besucher in Weimar bewusst auslassen oder sogar meiden? Hier wichen die Ergebnisse deutlich voneinander ab. Zwar ähnelten sie sich insofern, dass manche eine Runde durch die Viertel der Nordvorstadt machten, aber es wurden dafür unterschiedliche Wege benutzt. Weiterhin beobachtete ich, wie sich die Rundgänge weiter vom Stadtzentrum entfernten. Allerdings mieden sie das Stadtzentrum nicht komplett, sondern fanden selbst dort Gassen und Seitenstraßen, die für sie unbedeutend schienen. Besonders spannend an dieser zweiten Variante des Stadtrundgangs ist, was passiert, wenn man sich von den

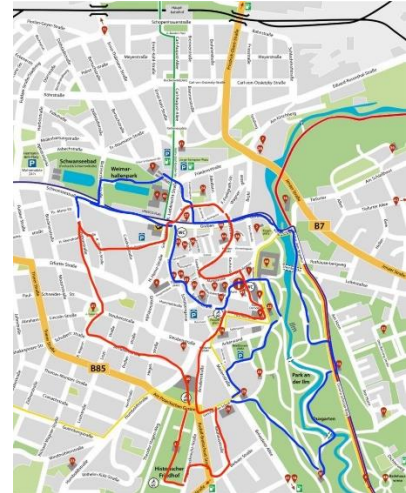
bekannten Sehenswürdigkeiten Weimars löst, die zuvor ein Muster vorgegeben hatten. Die Entscheidung darüber, welchen Weg man nun einschlägt, erfordert neue Orientierungspunkte – und diese fallen bei jeder Person unterschiedlich aus.



a) Route 1 von Cora Groos



b) Route 2 von Philine Niemeier



c) Route 3 von Lukas Lerch

## Was trieb uns an loszugehen?

Noch bevor man zu der Frage kommt, in welche Richtung man geht, ist ein historischer Blick auf die Frage interessant: Warum sind wir überhaupt losgegangen? Dafür kann man zum Anfang der Menschheitsgeschichte gucken, indem man die Gründe betrachtet: Warum haben wir die Höhle verlassen? Die erste Antwort darauf ist, um Nahrung zu sammeln und zu jagen, damit unser Überleben gesichert ist. Doch sobald diese Sicherheit hergestellt war, wurde laut Francesco Careri das Gehen zu einem symbolischen Akt (2017: 26). Noch bevor wir als Menschen das erste Objekt in der Landschaft platzierten, gingen wir durch diese Landschaft. Durch das Gehen transformierten wir die Landschaft, indem wir diese als unsere Umgebung und damit als Raum konstruierten (ibid.). In *Walkscapes* (2017) beschreibt Careri das Gehen als eine ästhetische Praxis, womit er direkten Bezug auf de Certeau nimmt, der das Gehen als performative Praxis versteht. Die Bewegung der Jäger und Sammler, die die Höhle verließen, zielte darauf ab, Beute zu finden und zu fangen. Dieses Ziel war aber an keinen definierten Ort gebunden und wurde

durch ein freies, ungeplantes Herumwandern versucht zu erreichen (ibid.:51). Mit der Zeit entwickelten sich die Menschen zu Nomaden. Das bedeutete, dass man die Orte, an denen man lebte, in regelmäßigen Abständen wechselte, wobei die Essenz nicht in der Ankunft an einem Ort, sondern in der Durchquerung des Raums lag. Der Nomade war auf dem Weg zuhause (ibid.:42). Dennoch war die Absicht, an gewisse Orte wiederzukehren, was nach Careri, einen der Unterschiede zwischen dem nomadischen Bewegen und dem erratischen Bewegen der Jäger aus der Höhle ausmacht (ibid.).

In der Moderne hat das Gehen nicht mehr die gleiche Notwendigkeit, wie im nomadischen Zeitalter. Es wurde zu einem „puren ästhetischen Akt“, mit dem es möglich ist, Dinge zu entdecken, aber auch das Unsichtbare sichtbar machen kann (ibid.:26). Wie schon bei de Certeau besprochen, bietet es aber auch die Möglichkeit, sich gegen Ordnungssysteme zu richten. Mehrere Kunstbewegungen der Moderne haben sich mit dem Gehen beschäftigt. Für die Dadaisten war das Gehen eine Form von „Anti-Kunst“, mit der sie gegen die etablierten Kunstinstitutionen protestierten, weshalb sie u.a. in Paris Spaziergänge organisierten, um die banalen Orte der Stadt zu erkunden (ibid.:28). Die Surrealisten widmeten sich den Orten, die sie den unbewussten Teil der Stadt nannten, in dem sie, ähnlich wie beim automatischen Schreiben, automatisch umhergehen (ibid.:30). Die Situationistische Internationale weitete das Gehen auf einen politischen Raum aus und wollte sich durch ein spielerisches Bewegen von soziokulturellen Beschränkungen befreien (ibid.:94). Auch die Land-Art-Bewegung lässt sich hier mit einordnen. So wie es Careri darstellt, sind deren Beiträge keine Skulpturen, sondern transformieren durch ihre Eingriffe die Landschaft selbst, weshalb man sie mit dem nomadischen Gehen in Verbindung setzen kann (ibid.:120). Ein bekanntes Beispiel dafür ist Richard Longs „A Line Made by Walking“ von 1967. Long führt in seiner Auseinandersetzung durch die Bewegung einen Dialog mit der Landschaft und seinem Untergrund, wodurch er zur selben Zeit der Logik des nomadischen Gehens folgt (Fischer 2011: 56f).

Kein Künstler, aber auch sehr wichtig für diesen Diskurs ist der Begründer der Spaziergangswissenschaft Lucius Burckhardt. Mit der Leitfrage „Warum ist Landschaft schön?“ verweist er darauf, dass *Landschaft* ein mentales Konstrukt ist, das auf früheren Darstellungsformen aufbaut.

„Diese kulturelle Vermittlung ist in der Regel eine Anleitung zur Selektion, also zur Ausfilterung von Eindrücken. Die hunderttausend Informationen, die auf einem Spaziergang auf uns einströmen, können ja nicht verarbeitet werden; soll im Kopf so etwas wie Landschaft entstehen, so müssen die nicht dazugehörigen Informationen unterdrückt oder verdrängt werden“ (Burckhardt 2008: 257)

Ähnlich wie die Dadaisten, die banale Orte in Paris aufsuchten, hatte Burckhardt mit seinen Studenten einen Spaziergang über einen stillgelegten Panzertruppenübungsplatz gemacht. Eine Landschaft, die man herkömmlich, als sehr unaufregend und sicherlich nicht schön empfindet. Jedoch rezitierten sie dabei Texte von Seefahrern und Entdeckern, die die Welt umreisten auf der Suche nach dem Paradies. Deren Reiseberichte von der Natur, die sie vorfanden, ließen sich zur Überraschung auf eine gewisse Weise auf den Übungsplatz übertragen. Denn mit einem ebenso entdeckenden Blick, konnte dieser unaufregende Ort doch schön sein.

## Was sehe Ich?

Während dieser Arbeit habe ich versucht, mit entdeckendem Blick durch die Straßen zu gehen und aufmerksam für die Orientierungspunkte zu sein, die mir eine Richtung weisen. Nun sind die Reize und Informationen, die auf den menschlichen Körper einwirken, wie Burckhardt schon beschrieb, viel zu zahlreich, als dass man sich in einem Moment auf jeden einzelnen einlassen könnte. Im Alltag ist unser Gehirn damit beschäftigt, das, was das Auge sieht, zu verarbeiten und einzuordnen. Dabei werden viele Informationen aussortiert. Ein notwendiger Fokus, um unser biologisches System nicht zu überlasten. Als ich während des Semesters durch die Straßen spazieren ging, hätte ich auf viele Dinge achten können. Da der Kontext des Spazierengehens aber die Bearbeitung des Themas Architekturwahrnehmung war, ging ich also mit einem mentalen Filter auf meinen Wegen. Damit lenkte ich meinen Fokus beim Gehen auf die Architektur. Ich blickte auf Fassaden und deren Gestaltung, die Anordnung von Fenstern, die Muster der Balkone. Ich schaute tief in die Straße hinein, versuchte, ein Gespür für die Abstände

und den Rhythmus der Häuser zu bekommen und das Haus als einzelnes Element sowie als Teil einer Straße zu betrachten. Sehr regelmäßig hob sich mein Blick und schaute in die Höhe, oftmals mit einer freudigen Erwartung, dort etwas entdecken zu können, wie z. B. Dächer, Giebel und Kanten in unterschiedlichen Formen und Proportionen. Dabei begutachtete ich auch die Höhe der Häuser.

Des Weiteren achtete ich auf die Oberflächen der Häuser. Die Erhebungen und Vertiefungen der Gebäude und die Stellen, an denen das Licht hängen bleibt. Wie eben ist die Fläche der Fassade und welche Details brechen die glatte Oberfläche, ähnlich wie ich den Boden scanne, auf dem ich gehe, wenn ich diesen auf Unebenheiten, Beulen und Löcher überprüfe? Dieser abtastende Blick des Untergrunds, den ich auf die Häuser übertrage, ist in meinem Fall sicherlich eine Angewohnheit, die auf meine jahrelangen Hobbys des Fahrradfahrens und Skateboardfahrens zurückzuführen ist. Denn in diesen Sportarten spielt die Beschaffenheit des Untergrundes eine große Rolle, da dieser sehr direkten Einfluss auf das Verhalten und die Kontrolle des Sportgeräts hat.

### **Bunte Bänder entdecken**

Bei meinen Spaziergängen konnte ich jedoch insbesondere immer wieder drei Phänomene beobachten. Das Erste fiel mir in manchen Straßen auf, bei denen die Aneinanderreihung von mehreren Fassaden ein Bild erzeugte. Wenn ich in eine Straße abbiege, so breitet sie sich wie ein großer Korridor vor mir aus. Durch die gegenüberliegenden Häuser entsteht das Gefühl, einen Raum zu betreten, der sich wie ein langer Flur in die Ferne zieht. Ich kann diesen Flur entweder auf der linken oder auf der rechten Seite entlanggehen. In der Mitte des Flurs befindet sich der Straßenverkehr. Dieser ist jedoch meist durch eine Reihe von parkenden Autos von mir getrennt. Eine Frage, die man sich als Spazierengehender stellen kann, ist: Auf welcher Straßenseite laufe ich? Im Alltag fälle ich diese Entscheidung meist unbewusst oder pragmatisch. Der eine Gehweg scheint mich vielleicht schneller an mein Ziel zu bringen. Vielleicht ist der Gehweg aber auch auf der einen Seite breiter und besser gebaut als auf der anderen. Oder er ist weiter weg vom Verkehr. Oder auf der einen Seite scheint die Sonne und auf der anderen

nicht. Ich habe aber entdeckt, dass man sich auch von den Wänden des Flurs leiten lassen kann. Wirft man einen tiefen, langen Blick in die Straße und konzentriert sich auf die Fassaden des gegenüberliegenden Weges, während man gleichzeitig alles andere ausblendet, so erstreckt sich vor den Augen ein langes, buntes und immer kleiner werdendes Band. Möchte man das Band des Gehweges sehen, auf dem man sich befindet, so muss man die Straßenseite wechseln, da es nur in einem gewissen Abstand betrachtet werden kann. Die unterschiedlichen Farben der Häuser, treten hier in einer Kombination auf, wie Striche auf einer Leinwand. Die Straße auf diese Art zu sehen, kommt wahrscheinlich auch aus meinem eigenen zeichnerischen Hintergrund. Mir wurde klar, dass ich mit meiner Entdeckung der bunten Bänder, den dreidimensionalen Raum zweidimensional betrachte. Damit habe ich die Straße, wie ein Gemälde auf ihre Perspektive, Proportion und Farbigkeit begutachtet.

Dieser Eindruck, dass sich die Häuserfassaden einer Straße zu einem bunten Band verbinden, wird durch einige Bedingungen verstärkt. Das Band besteht in erster Linie aus der Straßenfassade, also der Seite des Hauses, die zur Straße ausgerichtet ist. Am wichtigsten ist es, dass die Fassaden in einer Flucht liegen und die Straße möglichst geradlinig verläuft. Dabei können Rasenflächen oder Gärtchen vor den Häusern, die einen Abstand zwischen Fassade und Gehweg herstellen, ebenso wie zu viele Bäume, den beschriebenen Effekt verzerren. Eine weitere wichtige Komponente ist der Abstand zwischen den Häusern. Sind die Lücken zu breit, wirkt das Band zerstückelt. Lücken, wie eine Einfahrt, ein seitlicher Hauseingang, eine kleine Gartenfläche oder Seitenstraßen, dürfen auch nicht in zu hoher Frequenz auftauchen. Diesen Effekt konnte ich besonders gut in Straßen beobachten, in denen die Häuser dicht nebeneinanderstehen. Jedoch spielen nicht nur die Abstände, sondern auch die Höhe der Häuser eine Rolle. Wenn diese ähnlich hoch sind, ergeben sie eine Kante, die dem Band eine klare Grenze bietet.





*oben: Bertuchstraße, Cosmo Hartung 2025*

*unten: Thomas-Müntzer-Straße, Cosmo Hartung 2026*

## „Units“ abstrahieren

Die Straßenfassaden auf das Zweidimensionale zu reduzieren, entspricht mehr einer optischen Spielerei, denn das wirklich Spannende an unseren Straßen und unserer Architektur ist ihre Dreidimensionalität. Manchmal fühlt es sich in meiner Wahrnehmung aber so an, als ob im Vorbeigehen die nebeneinanderliegenden Häuser sich nicht abheben, sodass der räumliche Anblick eines manchen Hauses in der Flachheit des langen bunten Bandes verschwindet. Mit fokussiertem Blick in die Straße, habe ich versucht, das einzelne Haus herauszuheben, und es nicht im Verbund mit seinen Nachbarn, sondern als „Unit“, also als eine einzelne Einheit, zu sehen. Im Gegensatz zu den Fassaden als Band, lassen sich diese „Units“ besser erkennen, wenn zwischen ihnen mehr Abstand ist (wie z.B. an Kreuzungen). Durch den Abstand kann man nicht nur die Straßenfassade, sondern auch, und das ist wichtig, die anliegende Fassade sehen. Durch die Ansicht zweier Seiten des Hauses wird der räumliche Charakter verstärkt. Die Momente, in denen ich die Gebäude dadurch räumlicher wahrnehmen konnte, waren häufig sehr befriedigend. Allerdings fielen mir auch Merkmale an Gebäuden auf, die die Häuser selbst dreidimensionaler wirken ließen. Dazu zählten u.a. Verzierungselemente an den Fassaden, die einen positiven Einfluss hatten. Aber es waren vor allem die hervorstehenden Gebäudeteile, wie z. B. Balkone oder Erker, aber auch Vertiefungen, wie die von Fenstern oder Eingängen. Ebenso erzeugten Schrägdächer und ihre Kehlen, wenn sie in verschiedenen Winkeln



*Paul-Schneider-Straße, Cosmo Hartung 2026*

aufeinandertreffen, ein Gefühl von Räumlichkeit. Ich stellte jedoch auch fest, dass der Abstand zwischen den „Units“ nicht zu groß sein dürfte. Denn ein alleinstehendes Haus im Nirgendwo, ohne Nachbarn und damit ohne Referenz, ließe sich zwar gut als Körper im Raum begutachten, aber hätte gar nicht den gleichen freudigen Reiz. Es ist das Zusammenspiel von Gebäuden, das wirklich interessant ist. Ich assoziiere das Gebäudeensemble daher mit einem Musikensemble, das nur gemeinsam besonders schöne Harmonien erzeugt.

Einige Zeit, nachdem ich diese Beobachtung gemacht hatte, erfuhr ich von Gordon Cullen's *Townscape* (1991). Darin betont er auch die Dreidimensionalität der Stadt und wie mehrere Häuser zusammen ein größeres „visuelles Vergnügen“ bringen, als ein abgeschiedenes, alleinstehendes Haus (Cullen 1991: 6). Unsere Interaktion mit der Umgebung, mittels Bewegung, Blicke und Sinne ist um ein Vielfaches stimulierender und löst eine Reaktion aus, die wir nie bei einem einzelnen Gebäude haben könnten. Laut Cullen wird uns das ermöglicht durch den Raum zwischen den Häusern, der zwangsläufig erst bei einer Mehrzahl an Gebäuden entsteht (ibid.:6f).



*Trierer Straße, Cosmo Hartung 2025*

## Dynamisches Sehen

All unsere Wahrnehmung und speziell unser Blick sind beim Gehen nicht still, sondern in einer stetigen und vorwärts gerichteten Bewegung. Dadurch sind besonders unsere visuellen Eindrücke nie statisch, sondern dynamisch. Ausnahmen sind z. B. der Fußgänger, der an der Ampel hält,



oder der Spaziergänger, der innehält, um einer Entdeckung nachzugehen. Doch die meiste Zeit bewegen wir uns. Dies führt dazu, dass der Winkel meiner Perspektive nie derselbe ist, sondern sich mit jedem Schritt, den ich mache, auch verändert. Diese Veränderung wird besonders stark deutlich, wenn ich mich auf die Kanten der Häuser konzentriere. Fixiert man die vertikale Außenkante eines Hauses mit seinem Blick, so kann man im Gehen beobachten, wie sich das Drumherum ändert. Insbesondere dann, wenn, aus perspektivischer Sicht, der Abstand der Kante zur Kante des nächsten Hauses immer größer wird. Die Spalten, die ihre Größe mit jedem Schritt veränderten, fand ich faszinierend zu beobachten. Ich bemerkte allerdings auch, dass diese Art der Beobachtung verlangt, dass man den Fußweg, auf dem man geht, für eine Weile außer Sicht lässt, was sich teilweise sehr unnatürlich anfühlt.



*Thomas-Müntzer-Straße, Cosmo Hartung 2026*

Zwar bewegen wir uns gleichmäßig voran, jedoch weist Gordon Cullen darauf hin, dass sich die Szenerie der Stadt nicht eben so gleichmäßig vor uns enthüllt, sondern „in Serien und Sprüngen und plötzlichen Augenblicken“, was er „serielles Sehen“ nennt (1991: 8). Das hängt

u.a. damit zusammen, dass wir beim Sehen auch immer mehr sehen, als wir beabsichtigen und erwartet haben. Oft bemerken wir unvorhersehbare Details. Wenn ich z.B. nach dem Straßenschild an einem Haus schaue, dann sehe ich gleichzeitig die Schrauben, mit denen es befestigt wurde, aber auch den Sticker, der direkt daneben klebt, und die verbeulte Regenrinne, die direkt daneben verläuft.

## Der Point of View

Da ich es spannend finde, wonach man blickt, wenn man auf einem Spaziergang ist, war eine frühe Überlegung, wie ich diese Eindrücke einfangen kann. Also begann ich damit, was mir das Naheliegendste war, und fing an, meine Spaziergänge zu filmen. Dafür setzte ich mein Basecap auf, drehte es rückwärts und klemmte mein Handy zwischen die Schlaufe auf meine Stirn und drehte Runden um meinen Block. Dabei bekam ich ein neues Bewusstsein dafür, wie mein Kopf und sein Blick sich während des Gehens bewegen. Auch wenn es mein Ziel war, mich so natürlich wie möglich zu bewegen, war ich in Gedanken damit beschäftigt, die Aufnahme nicht zu sehr zu verwackeln. Das hatte zur Folge, dass ich meinen Kopf zum Umherblicken langsamer und bedachter bewegte. Dies gab mir die Gelegenheit, zu erkennen, wann ich zur Seite, nach oben oder nach unten schaue. Jedoch konnten die Videos nur erahnen lassen, welche Reize meiner Umgebung tatsächlich meine Aufmerksamkeit erhielten. Zwar verwendete ich einen Zoom, um gewisse Ausschnitte besser zu fokussieren, dennoch blieb zu viel Raum offen, um wirklich nachvollziehen zu können, welche Details vom Blick wirklich gefangen wurden.

Ich hatte dennoch versucht, meine Perspektiven an verschiedenen Orten und mit verschiedenen Personen zu vergleichen. Ich filmte beide meine Spaziergänge in Weimar West und in der Westvorstadt. Das fertige Material ließ ich in einem Video parallel ablaufen. Das Gleiche tat ich mit Freunden. Wir liefen dieselbe Strecke und ich bat sie, ihren Spaziergang ebenso mit dem Handy auf der Stirn zu filmen. Die Ergebnisse ließ ich wieder parallel nebeneinander laufen. Mit diesen Versuchen wollte ich festhalten, dass man zwar exakt denselben Weg gehen kann, aber dabei unterschiedliche Dinge entdecken kann. Wahrnehmung ist subjektiv und niemand reagiert und interagiert mit seiner Umwelt wie der andere.

## Wie gehe ich?

Ich gehe auf meinen Füßen. Das macht mich zu einem Fußgänger. Allerdings verstehe ich unter einem Fußgänger eine Person, die sich entschieden hat, nicht das Fahrrad, den Bus oder das Auto zu nehmen, sondern die eigenen Füße als Transportmittel, um an ihr Ziel zu gelangen. Wenn das Ziel aber gar kein Ort, sondern das Gehen selbst ist, dann ist das für mich ein Spaziergänger. In einem Beitrag des Kunstforum, unterscheidet Paolo Bianchi zwischen dem profanen und dem poetischen Gehen (2020, 48ff). Das profane Gehen umfasst das automatisierte Gehen in unserem Alltag, wenn wir unseren Routinen und tagtäglichen Abläufen hinterhergehen. Auch hier wird eine Unterscheidung gemacht, welches Ziel das Gehen hat. Während der profane Fußgänger sich auf ein Ziel zubewegt, um einem bestimmten Zweck nachzugehen, so ist das Gehen des poetischen Gängers frei von Absicht und hat als Ziel das Gehen selbst. Das Unterwegsbleiben ist gleichzeitig ein Versuch, zu entschleunigen und dem unruhigen Alltag zu entkommen (ibid.:49f). Das poetische Gehen lässt sich auch als ästhetisch forschende Praxis verstehen: „[Das] Interesse fokussiert nicht auf einen ausgewiesenen Weg, sondern ist offen für die Wahrnehmungen all jener Dinge, die zufällig und aus der Stimmungslage einer schwebenden Aufmerksamkeit in den Blick geraten.“ (ibid.: 49). Aus dieser Sicht sind das Denken und Gehen eng miteinander verknüpft. Das sah auch Karl Gottlob Schelle schon so. Er sagte, dass das Spaziergehen „die Tätigkeit des Körpers und die Sinnlichkeit der Eindrücke mit der Aktivität des Geistes verbindet“ und formulierte daher den Satz, mit Anlehnung an Friedrich Schiller: „Der Mensch ist nur da ganz Mensch, wo er spazierengeht“ (Neumeyer 1999: 9). Schon Aristoteles war dafür bekannt, im Gehen zu philosophieren, da er der Überzeugung war, die Bewegung fördere die Gedanken (Schmidt 2020: 139f). Schelle wies jedoch auch darauf hin, dass, wenn man die Vorzüge des Gehens vollkommen auskosten will, dies nur, mit der „Unbefangenheit des Gemüts“ ginge (Neumeyer 1999: 11). Damit wollte er sagen, dass man nicht verkopft sein dürfe beim Gehen und keine Sorgen mit sich tragen, denn Unbekümmertheit ist eine wichtige Voraussetzung, ebenso wie möglichst wenig Interaktion mit anderen Menschen, da diese von der Bewegung des Spazierens zu sehr ablenkt (ibid.).

## Das Gehen mit Gegenständen

„So erweist sich eine spezifische Gehbewegung als Bedingung einer spezifischen Wahrnehmung.“ (Neumeyer 1999: 12)

In diesem Kapitel möchte ich die Medien beschreiben, die ich als Instrumente auf meinen Spaziergängen verwendet habe.

### *Ein Rad*

Der erste Gegenstand, mit dem ich spazieren ging, war eine Fusselrolle. Damit rollte ich an den Fassaden auf meinen Wegen entlang. Der Spaziergang fand allerdings in einer noch frühen Phase meiner Arbeit statt. Viele Aspekte waren daher experimenteller Natur. Zu diesem Zeitpunkt machte ich mir noch wenig Gedanken zu dem Ort und den Eigenschaften meines Gegenstands. Ich wollte in diesem Versuch vordergründig den belgischen Künstler Francis Alÿs nachahmen. Die Kollektion seiner „Walks“ hat mich gerade zum Anfang meines Prozesses sehr inspiriert. Die



Idee und Dokumentation hinter seinen Spaziergängen sind oft einfach gehalten, aber sehr wirkungsvoll. Auch bei ihm spielt die Architektur eine Rolle. Als ehemaliger Architekt bewegt er sich durch die Stadt. Er nimmt bei vielen seiner „Walks“ verschiedene Gegenstände mit, wie zum Beispiel eine Dose Farbe, einen Eisblock oder eine geladene Waffe. In dieser Hinsicht ähneln sich unsere Arbeiten. Spaziergänge durch die Stadt mit Gegenständen. Was unsere Konzepte aber unterscheidet, ist die Rolle, wie wir die Gegenstände einsetzen und wie wir uns bewegen. Alÿs' Arbeiten beschäftigen sich stärker mit sozialen Aspekten der Stadt. Das soziale Gefüge, die Reaktionen von anderen Menschen und deren

*Hegelstraße, Emin Dazdarevic  
2025*

Blicke. Meiner Auffassung nach sind Alÿs' Gegenstände Träger einer Symbolik, die genau diese Aspekte verkörpern und hervorheben sollen.

Meine Arbeit hingegen beschäftigt sich weniger mit den Menschen in einer Stadt, sondern damit, wie man sich mit einem forschenden und erkundenden Blick durch die Stadt als Raum bewegt. Die Gegenstände werden dabei benutzt wie Werkzeuge oder Instrumente, um diesen Raum auf eine außergewöhnliche Art und Weise zu erfahren. Um die Stadt zu erkunden, ist meine Methode das Spaziergehen. Auf allen meinen Spaziergängen bleibt die Methode dieselbe. Was sich jedoch bei jedem Mal ändert, ist das Medium, welches in Form der Gegenstände die übliche Wahrnehmung verändert. Viel mehr als bei Alÿs, greifen meine Gegenstände in die Erfahrung des Spaziergängers selbst ein. Meine Gegenstände können als eine Erweiterung der Person, die sie benutzt, betrachtet werden. Durch sie können sie den Radius ihrer Wahrnehmung verschieben und ausdehnen.

Auf dem Spaziergang mit Fusselrolle merkte ich, wie das Produzieren des Videos stark von meiner Spaziergangserfahrung ablenkte. Die Gedanken rund um meinen Kameramann und wie und wo wir filmten, nahmen so viel Platz ein, dass der eigentliche Fokus auf das Erleben des Gehens an vielen Stellen verloren ging. Hierbei lernte ich, welchen Eingriff die Präsenz der Kamera auf das Verhalten und dadurch auf die Wahrnehmung hat. Jedoch ist die Kamera für mein Projekt essenziell. Mit jedem neuen gefilmten Spaziergang habe ich versucht, eine Balance zu schaffen, einerseits die Erfahrung des Spaziergangs so wenig wie möglich zu stören und andererseits die Idee hinter dem jeweiligen Spaziergang filmisch für ein Publikum wirksam zu dokumentieren. Im Nachhinein habe ich aber auch aus diesem Spaziergang eine Wahrnehmungserfahrung ziehen können. Denn ich kam einer Vielfalt von Oberflächen näher. Durch die Fusselrolle lief ich an vielen Gebäuden viel näher entlang, als ich dies sonst tun würde. Die Assoziation, die ich für mich herstellte, war: Man sammelt die DNA, winzige Spuren der Häuser an der Fusselrolle. Eine Art Spurensuche, an deren Ende ein Querschnitt der Stadt an der Rolle hängen geblieben war.

Da die ursprüngliche Version dieses Spaziergangs durch die Entwicklung meiner Rahmenbedingungen nicht länger zu meiner Arbeit passt, habe ich nach einem neuen Gegenstand gesucht. Denn ich wollte an der Idee festhalten, ein Gefühl für den Abstand zu den Fassaden oder den Begrenzungen einer Straße zu bekommen und dabei deren Oberfläche und Struktur zu erkunden. Ich nahm also ein Vorderrad aus meinem Fahrrad und benutze dieses als



Abstandshalter zu den Wänden. Mit einem dünnen Inbusschlüssel, den ich als Griff benutze, konnte ich das Rad festhalten, sodass es an der Wand entlangrollte. In meinen Versuchen mit dem Rad versuchte ich, das Rad so still wie möglich zu halten, um die Erhebungen der Fassade direkt auf mich zu übertragen. Einen konstant parallelen Abstand zu haben, bewirkte, dass das Profil der Fassade die Ausrichtung meiner Körperachse bestimmte. Mein Spaziergänger, mit dem ich unterwegs war, hatte unterdessen eine andere Auffassung davon. Sein Umgang mit dem Rad war viel spielerischer als meiner. Er stellte sich vor, dass die Fassade um 90 Grad gekippt sei und die Wand somit zum Boden wurde. Die Unebenheiten des Profils wurden somit zu einem Hindernisparcours, der mehrere Möglichkeiten einer kreativen Auseinandersetzung bot.



*Schubertstraße, Cosmo  
Hartung 2026*

## ***Zwei Besen***

Mit diesem Spaziergang wollte ich dem Boden, auf dem man geht, mehr Aufmerksamkeit schenken. Es begann allerdings damit, dass ich überlegte, wie man den Rhythmus des Schritts manipulieren kann. Dabei dachte ich an das Putzen vom Boden, wenn man seine Füße benutzt, um mit einem Lappen etwas aufzuwischen. Denn Putzen generell bietet für mich die Möglichkeit, mich mit einer Oberfläche vertraut zu machen und dabei die Eigenschaften, sowie jede kleine Unebenheit und Imperfektion zu erkennen. Auf die gleiche Art und Weise wollte ich auch die Wege an meinen Orten erkunden. Ich ging mit einer Spaziergängerin los, die sich ein weißes Handtuch um den Fuß wickelte und damit in einer wischenden Bewegung über die Wege ging. Weg(e)wischen. Allerdings war das Handtuch nur schwer als Gegenstand und seine Funktion zu identifizieren. Auf Anraten meines Betreuers für diese Arbeit überlegte ich mir, welcher Gegenstand besser in seiner Putzfunktion erkennbar ist. Nachdem ich alle mir bekannten Reinigungsutensilien im Kopf durchgegangen war, landete ich bei zwei Bürsten von Straßenbesen. Diese schnallte ich mir unter die Füße und fegte damit über die Wege. Es änderte

meinen Schritt beträchtlich. Zum einen boten die Borsten keinen festen Halt, weshalb die Balance erschwert wurde. Dies beeinflusste auch das Tempo, in dem ich ging. Zudem hob ich meine Füße nicht und ließ sie über den Boden schleifen, weil es das Vorwärtskommen erleichterte und das Putzen der Wege deutlicher war. Man war mit seinem Blick und seinen Gedanken sehr auf den Boden fixiert. Veränderungen der Oberflächen fielen auf. Asphalt, Kopfsteinpflaster, Rasenkante und Bürgersteig. Allerdings haben der Schnee und Matsch an manchen Stellen genau dies verdeckt. Jedoch war es interessant zu verfolgen, wie der Schnee sich verteilt hat, wo er zu Matsch geworden ist, sowie Stellen, an denen er sogar noch unberührt war und wo er vollständig beseitigt wurde. Es hatte außerdem die Folge, dass ich auf meinem Weg Spuren hinterließ, was für mich ganz im Zeichen der menschlichen Natur stand. Nicht nur in der Stadt, sondern auch außerhalb, kann man anhand von Wegspuren nachvollziehen, wo die Menschen, denselben Weg gegangen sind (z.B. Trampelpfade im Wald oder Wunschpfade in der Stadt).

Spuren wollte ich bei einem anderen Spaziergang auch hinterlassen. So ging ich einmal mit einem Brot an der Schnur, die ich hinter mir herzog, los. Ähnlich wie Handtuch und Besen, entstand es aus der Idee, ein Gefühl für die Beschaffenheit des Bodens zu bekommen und dabei aber etwas zurückzulassen. Ich erwartete, dass sich das Brot auflösen würde. Aber zu meiner Überraschung hatte sich das Brot, nach dem Spaziergang kaum verändert. Währenddessen entstand dennoch in meinem Kopf die Assoziation zu Hänsel und Gretel, die eine Spur aus Brot hinter sich legten, um den Weg nach Hause zu finden. Doch genau wie im Märchen, gab es am Ende gar keine Spur.



*Jahnstraße , Cosmo Hartung  
2025*



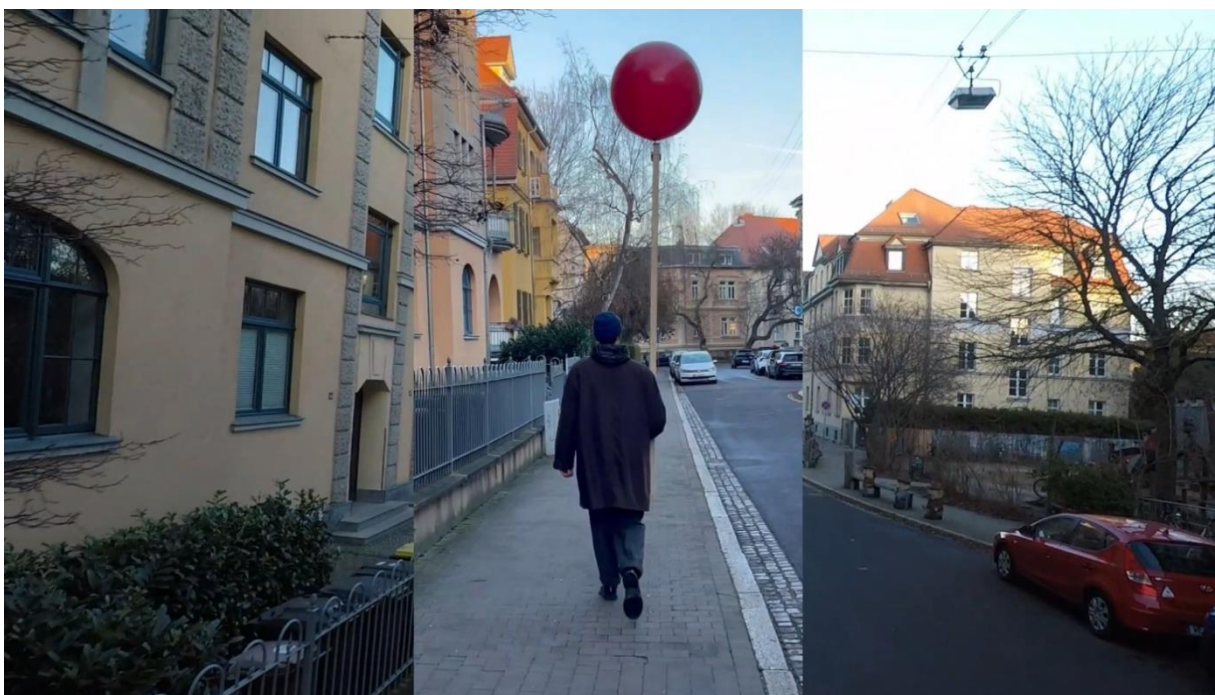
*Schubertstraße, Cosmo  
Hartung 2026*



*William-Shakespeare-  
Straße, Emin Dazdarevic 2026*

## *Ein roter Ballon*

Der große rote Ballon zählt zu den ersten Versuchen mit Gegenstand. Im Brainstorming entstand die Idee, eine GoPro an den Heliumballon zu befestigen und die Perspektive meines Weges von oben zu filmen. Leider reichte das Helium im Ballon nicht allein aus, um das Gewicht der Kamera zu tragen, weshalb ich eine dünne Holzleiste nahm, um den Ballon zu stützen. Zur selben Zeit filmte auch ich mit dem Handy auf der Stirn. Diese zwei Blickwinkel legte ich im resultierenden Video digital übereinander, um somit ein größeres Sichtfeld abzubilden, was auf gewöhnlichen Videoaufnahmen immer zu kurz kommt. Zusätzlich filmte ich Spaziergänger, wie sie eine Runde mit dem roten Ballon um den Block gehen. Der Ballon hatte, auch wegen seiner roten Farbe, eine hohe Anziehungskraft und zog die Blicke seiner Betrachter an. Interessant für mich dabei war, wie die Fixierung auf den Ballon eine alternative Blickführung bot. Durch ihn schaute man in eine Höhe und Richtung, wie man es sonst nicht tut. Jedoch gab es hier eine Diskrepanz zwischen der Blickerfahrung des Betrachters und des Spaziergängers, denn nur der Betrachter folgt mit seinen Augen aktiv dem Ballon, während der Spaziergänger den Ballon eher passiv mit sich führte, ohne seinen Blick viel danach zu richten. Aus diesem Grund filmte ich den Ballon direkt von unten, aus meiner Perspektive, bei einem Gang um mein Haus. Die Videoaufnahme spiegelt somit meine Blickerfahrung wider.



*Schubertstraße, Max Merkel 2025*



## *Eine große Holzpappe*

Seitdem ich mich näher mit Spaziergehen auseinandersetze, bemerkte ich, dass das Nach-Oben-Gucken für mich eine besondere Bedeutung hat. Wenn man den Blick vom Boden hebt und wie ein „Hans guck in die Luft“ geht, bin ich beinahe automatisch präsenter und aufmerksamer meiner Umgebung: Die Blickrichtung wird zur Gedankenhaltung. Der Blick nach oben kann eine Flucht aus der Alltäglichkeit der Wege sein, denn häufig lassen sich dabei Dinge entdecken, die ansonsten viel zu leicht zu übersehen wären. Um diesen bewussten Blick nach oben zu erzwingen, modifizierte ich meine Lesebrille, indem ich ein Blatt Papier davor klebte, sodass es die untere Hälfte meines Sichtfelds verdeckte. Das Spazieren mit der Brille war leicht irritierend, weil man den unmittelbaren Ausschnitt vor seinen Füßen nicht sah. Die Irritation verschwand aber nach ein paar Metern der Gewöhnung. Der Blick durch die Brille war spannend und erzeugte das von mir ersehnte Sehen. Mein Spaziergänger und ich stellten aber fest, nachdem wir versuchten, den Spaziergang auf Video zu filmen, dass der Betrachter des Videos niemals unsere Blickerfahrung nachvollziehen konnte. Denn während man uns auf Video



*Schubertstraße, Cosmo Hartung 2025*



*Schubertstraße, Emin Dazdarevic 2025*

ohne Einschränkungen in vollem Umfang sehen konnte, war wiederum das Sichtfeld beim Gehen selbst halbiert. Wir überlegten, wie man unsere Eindrücke im Video visuell umsetzen konnte. Dazu wogen wir zwischen einer digitalen und einer analogen Lösung ab, um den unteren Bildausschnitt zu verdecken. Wir entschieden uns dafür, eine 120 × 100 cm große Holzpappe vor uns herzutragen. Die Pappe war groß genug, die tragende Person zu verbergen, sowie den

unteren Ausschnitt der Kameraaufnahme auszufüllen. Mit dem Effekt, der dadurch auf dem Video entstand, war ich sehr zufrieden, denn er spiegelte die Erfahrung des eingeschränkten Sichtfelds wider und war gleichzeitig auch unterhaltsam anzuschauen.

### *Ein Tunnel aus Pappe*

Als Fußgänger im Alltag spricht man manchmal davon, „im Tunnel“ zu sein. Man blendet seine Umgebung aus, ist gedanklich beim nächsten Termin und bewegt sich ganz automatisch. Dieses Tunnelerlebnis wollte ich auf diesem Spaziergang aufgreifen. Indem ich eine lange, viereckige Röhre nahm (einen Pappaufsteller aus einer Apotheke, den ich leicht modifizierte), sollte man seine periphere Umgebung nicht sehen können, sondern nur einen kleinen und fokussierten Bereich des Sichtfelds („das Ende vom Tunnel“). Wenn man zum Beispiel die eigenen Füße oder andere Dinge in unmittelbarer Nähe sehen wollte, verlangte dies, sich mit dem ganzen Kopf oder manchmal sogar mit dem ganzen Oberkörper in diese Richtung zu drehen. Das erhöhte das Bewusstsein für die Blickrichtung. Die Eigenschaften dieses Wahrnehmungsinstruments verleiteten auch dazu, häufiger in die Ferne zu schauen. Diese sehr selektiven Ausschnitte der Umgebung führten zu der Frage: Wo möchte ich als Nächstes hingucken? Jeder Bildausschnitt war eine Entscheidung und versetzte die Person in die Rolle eines Kurators, der mit Sorgfalt die Bilder des Spaziergangs bestimmte.



*Thomas-Müntzer-Straße,  
Cosmo Hartung 2026*

## *Die Peripheriebrille*

Bei meinem vorherigen Spaziergang sah ich meine Umgebung nur durch einen Tunnelblick. Während mir dieser Blick nur einen kleinen und zentralen Ausschnitt meines Sichtfeldes bot, hatte ich mit der Peripheriebrille Gegenteiliges vor. Es sollte die genaue Umkehrung des Tunnelblicks sein. Alles, was der Tunnelblick verbirgt, wollte ich mit dieser Brille sehen. Mit diesem selbstgebauten Wahrnehmungsinstrument sollte man sich also nur mit dem äußersten Rand des Sichtfelds, der Peripherie, orientieren können. Es dauerte eine Zeit, ehe ich den richtigen Einfall für das Design dieses Gegenstandes hatte. Da es ein freischwebender Balken vor den Augen sein sollte, war die Frage, wie man einen solchen Balken an einer Person anbringt, ohne dabei durch Bügel oder andere Befestigungen genau den Ausschnitt des Sichtfeldes zu blockieren, mit dem man hier eigentlich sehen soll. Um einen guten Sitz auf dem Gesicht zu garantieren, entschied ich mich, meine Sportbrille vom Fahrradfahren zu modifizieren. Die Brille hat ein minimales Gestell mit wenig Umrahmung und bietet somit schon ein großes, beinahe ungestörtes Sichtfeld. Um Brille und Balken zu verbinden, nahm ich zwei lange, dünne Holzspieße aus der Küche. Ursprünglich wollte ich diese an den Brillenbügeln ankleben. Zu meiner Freude entdeckte ich an den Bügeln eine Art Belüftungslöcher, durch die ich die Spieße schieben konnte und sie somit einen festen Halt hatten. Im Nachhinein stellte sich dies als großer Vorteil heraus, weil man somit die Entfernung des Balkens zum Gesicht sehr einfach einstellen konnte. Als ich mich fragte, wie groß und welche Form und Farbe der Balken haben sollte, machte ich ein paar Experimente. Dabei hielt ich mir verschiedene Gegenstände vor mein Gesicht. Was ich dabei feststellte, ist, dass unser Sichtfeld nicht gleichförmig ist, sondern mehr einem horizontalen Streifen entspricht. Wenn man sich beispielsweise mit der Nase an eine gerade Wand stellt und nach oben oder unten guckt, sieht man nicht viel. Aber wenn man seitlich nach links und rechts schaut, kann man deutlich mehr erkennen. Diese Entdeckung beeinflusste auch die Form des Balkens. Um den Bereich des Sichtbaren möglichst gleichmäßig aufzuteilen, faltete ich eine schwarze DIN A4-Pappe zu einem waagerechten schmalen Streifen. Die Farbe Schwarz wählte ich, weil ich im Herstellungsprozess begann, meinen Balken mit einem Augenbalken aus der Presse zu assoziieren. Auf Fotos von Pressemitteilungen oder Schlagzeilen kann man mitunter einen Balken über den Augen von Personen finden, wenn die Identifizierung dieser erschwert werden soll. Der Augenbalken wird

hier als eine Form der Zensur verwendet. Ich begann mich zu wundern. Wäre der Balken auf den Fotos keine nachträgliche Bearbeitung, sondern würden diese zensierten Personen wirklich einen Balken vor den Augen haben, würden sie dann ihre Welt wie durch meine Peripheriebrille wahrnehmen?



beides oben: Vorbereitung Peripheriebrille, Cosmo Hartung 2026  
unten: Demonstrantinnen, MfS 1977

Als ich gemeinsam mit meiner Spaziergängerin durch die Straßen ging, fiel uns auf, dass unser Schritt und wie wir uns auf den Wegen bewegten, nicht so eingeschränkt waren, wie gedacht. Man fühlte sich einigermaßen sicher, denn man konnte seine eigenen Füße und den Boden darunter immer noch erkennen. Zusammen mit den Informationen aus dem Augenwinkel und dem Gehörsinn konnte man die Wege überraschend gut navigieren. Jedoch hielten wir auch

fest, dass dies durchaus auch ein falsches Gefühl von Sicherheit sein konnte. Bewegte Objekte (Passanten und Autos) konnte man erst sehr spät erkennen und ebenso falschparkende Autos stellten eine besondere Überraschung dar. Damit wir keinen Unfall verursachen, wie zum Beispiel beim Überqueren der Straße, hoben wir manchmal die Brille an, um uns der Sicherheit unseres Weges zu vergewissern. Zum Orientieren benutzen wir das untere und obere Sichtfeld am häufigsten. Im oberen Ausschnitt wurden uns die Dächer und das Astwerk sehr präsent. Die Eindrücke der Äste ließen uns die Straßen „grüner“ oder bewachsener als sonst erscheinen. Auch die Dächer der Häuser schauten wir auf eine Weise an, wie wir es sonst nicht taten. Zusammen ergaben die Baumspitzen und die Dächer einen Tunnel, an dessen Linien man sich gut orientieren konnte. Was dabei half, waren Straßenzüge, in denen die Häuser alle in etwa gleich groß waren, sodass sich eine fortlaufende Linie zwischen Haus und Himmel bildete.

Ebenso war der untere Ausschnitt unseres Blickfelds interessant. Man bekam mit, wie häufig sich die Bodenbeläge änderten, die teilweise einem Mosaik ähnelten. Man achtete auf die Rasenstreifen, Gebäudesockel und die eigenen Füße. Meine Spaziergängerin, mit der ich unterwegs war, sagte zusammenfassend, dass man Details wahrnimmt, die man vorher kaum beachtete. Sie beschrieb die Brille auch als Filter. Denn durch die Brille werden alle parkenden Autos, aber vor allem bewegte Dinge, wie fahrende Autos und Fußgänger, aus dem Sichtfeld ausgeblendet. Das erinnerte mich daran, dass der Bewegungsreiz tatsächlich der stärkste Reiz auf unsere Netzhaut ist und dementsprechend bewegte Objekte leichter von unserer Aufmerksamkeit erfasst werden (Seyler 2018: 128). Nach ihrer Aussage waren es alle unschönen Dinge einer Straße, die herausgefiltert wurden, wodurch man sich besser auf die Schönheit der Straße konzentrieren konnte.

### *Ein Metronom*

Wenn man geht, bewegt man sich vorwärts und diese Bewegung ist mehr oder weniger konstant. Die Geschwindigkeit wird dabei von unserem Schritt bestimmt. Unser Schrittempo, von langsam schleichend zu eiligem Rennen, beeinflusst, wie viel wir von unserer Umwelt wahrnehmen können. Um mich diesem Aspekt des Spazierens anzunähern, wollte ich einen Gegenstand



finden, der die Schrittgeschwindigkeit manipuliert. Ich suchte nach etwas, was mir das Signal zum langsamen oder schnelleren Gehen gibt. Ich band daher sehr lange Glitzerfäden an einen kurzen Stock (der lediglich als Griff diente), mit dem Ziel, dass die Fäden nicht den Boden berühren dürften und nur durch mein Vorwärtsbewegen in der Luft bleiben würden. Die Glitzerbänder waren aus einem leichten Material, was sehr einfach in der Luft flog. Damit rannte ich los, sodass sich die Fäden hoben und knapp über dem Boden schwebten. Wenn sie hoch genug flogen, wurde ich wieder langsamer. Leider verwehte der Wind die Fäden teilweise sehr stark, was schön anzusehen war, aber es für einen Betrachter schwierig machte, nachzuvollziehen, was meinen Tempowechsel bestimmte. Hinzukam, dass die vielen dünnen Fäden, eher zerstreut als gebündelt waren, womit sie sich nicht deutlich genug vom Boden abgrenzten. Aus diesem Grund versuchte ich, andere Gegenstände zu finden. Ich teste einen Ballon an der Schnur, sowie kleine Plastiktüten und große Müllbeutel, alle ebenso an einer Schnur gebunden, um diese hinter mir heranzuziehen. Ich probierte außerdem eine Malerfolie, an der ich einen Handschuh befestigte und somit eine Art Segel schuf. Zuletzt nahm ich einen großen, langen Streifen Papier, doch auch dieser war, wie alle Versuche davor, nicht erfolgreich. Das Problem war entweder, dass sich der Gegenstand nicht vom Boden abhob, oder er zu sehr in der Luft fliegen würde. Allen fehlte die nötige Kalibrierung, um meine Geschwindigkeit beim Gehen dosieren zu können.



*Paul-Schneider-Straße, Cosmo  
Hartung 2026*

Durch eine etwas andere Herangehensweise, die aber ein gleiches Ziel verfolgte, kam ich zu einem Metronom, das mir den Takt, in dem ich gehe, vorgibt. Mit diesem Werkzeug aus der Musik, konnte ich mein Schrittempo sehr kontrolliert und einheitlich überwachen. Der Takt startete bei 40 Schlägen pro Minute. In Abständen erhöhten wir die Taktfrequenz um 20, bis wir bei 160 Schlägen pro Minute waren. Die erste Version dieses Spaziergangs führten wir mit einem digitalen Metronom auf dem Handy durch. Allerdings war das Handy als Gegenstand nicht sehr aussagekräftig, in dem Sinne, dass sein Aussehen nicht die Funktion des Metronoms widerspiegelte. Daher besorgte ich ein analoges Metronom mit einem Pendel. Gerade bei

den hohen Frequenzen erwies sich dies allerdings als sehr viel anfälliger gegenüber Erschütterungen als der digitale Vorgänger. Die Temposteigerung ließ sich dennoch umsetzen. Wenig überrascht stellten wir fest, dass man sich mit höherem Tempo mehr auf den Schritt als auf seinen Blick konzentriert. Diese Abstufung der Geschwindigkeit half jedoch dabei, den eigenen Schritt besser zu verstehen.

### *Ein Spanngurt*

Ein Takt kann nicht nur von einem Metronom vorgegeben werden, sondern auch von einer anderen Person. Dies fiel mir bei allen anderen Partnerspaziergängen auf, wie man sich immer an die andere Person anpasst. Gleichzeitig macht diese Person das auch, was zu einem spannenden Zusammenspiel führt. Die Abhängigkeit voneinander, bei der man versucht, gemeinsam einen Takt zu finden, wollte ich in diesem Spaziergang erforschen. Mit einem Spanngurt, der eine typische Schnalle besitzt, habe ich die aneinanderliegenden Beine meiner Spaziergänger zusammengeschnallt. Jeder von beiden ist eingeschränkt, aber wenn sie sich synchronisieren und einen gleichmäßigen Rhythmus finden, dann verschmelzen sie zu einer Spaziergängereinheit. Für diese Idee, zweier sich ergänzender Teile, wurde ich von dem Künstlerpaar John Wood und Paul Harrison inspiriert. Wie spannend die Interaktionen zwischen zwei Menschen sein können, haben die beiden mehrmals unter Beweis gestellt. Zwar liegt der eigentliche Fokus ihrer Arbeiten auf der Interaktion mit Objekten oder den architektonischen Räumen, in denen sie sich befinden, so stechen die Performances, bei denen sie zu zweit agieren, für mich heraus. Die Körper beider Performer haben eine Wirkung aufeinander und entwickeln dabei eine starke Dynamik, die ihre Bewegungen wirkungsvoller macht. Diese Effekte wollte auch ich mit meinem Spaziergängerpaar erzielen.



*Schubertstraße, Cosmo  
Hartung 2026*

## *Ein Stock*

Da es mein Ziel ist, auf meinen Spaziergängen den Modus des Gehens und somit unsere Wahrnehmung zu verändern, überlegte ich, wie ich den Schritt beim Gehen manipulieren kann. Dabei hatte ich den spontanen Einfall, rückwärtszugehen. Nicht sehen zu können, wo man hingeht, würde bedeuten, seinen Schritt ändern zu müssen. Was ich hierbei aber spannend fand, ist, dass alle Sinne und vor allem das Sichtfeld in keinerlei Weise durch äußere Einflüsse eingeschränkt wären. Somit hätte man den ganzen Wahrnehmungsapparat zu seiner Verfügung in einem doch so befremdlichen Moment. Nach diesem Spaziergang erfuhr ich auch, dass die Welt der Wissenschaft sich auch mit dem Rückwärtsgehen beschäftigt und positive Aspekte feststellt. Man hat herausgefunden, dass beim Rückwärtsgehen unser Gehirn um ein Vielfaches aktiver ist als beim Vorwärtsgehen. Das hat damit zu tun, dass das Rückwärtsgehen weniger automatisch abläuft und somit mehr kognitive und motorische Kontrolle verlangt, sowie visuell-räumliche Prozesse anders ablaufen (Zelenin et al., 2011). Untersuchungen haben auch darauf hingedeutet, dass es die Neuroplastizität unseres Gehirns fördert, weshalb das Rückwärtsgehen auch Anwendung in der Rehabilitation von Schlaganfallpatienten findet (ibid.). Allerdings finden sich nicht nur neurologische, sondern auch physiologische Vorteile. Beim Rückwärtsgehen werden andere Muskelgruppen aktiviert und es kann unsere Mobilität verbessern, weshalb es sich in Verbindung mit herkömmlicher Physiotherapie als sehr förderlich bei der Behandlung von Knieproblemen erwiesen hat, wie z. B. bei Kniearthrose (Balasukumaran et al. 2018).

Um sich nun aber auf seine Wahrnehmung konzentrieren zu können, müsste ein gewisses Sicherheitsgefühl hergestellt werden. Ich stellte mir vor, allein ohne Hilfsmittel rückwärts durch die Stadt zu gehen, würde zu viel Kapazitäten einnehmen, um den Blick auch einmal schweifen zu lassen, weil man zu sehr damit beschäftigt wäre, sich mit zu hoher Vorsicht navigieren zu müssen. Aus diesem Grund sollte der Spaziergang zu zweit durchgeführt werden. Beide Personen sollten Rücken an Rücken gehen, sodass eine Person vorwärtsgeht und die Navigation übernimmt, während die andere Person sich aufs Rückwärtsgehen konzentrieren kann. Für eine bessere Koordination und ohne sich in die Quere zu kommen, sollten beide aber in der Lage sein, miteinander zu kommunizieren, ohne dabei aber Worte zu benutzen. Zuerst dachte ich an ein Seil. Mir wurde aber schnell klar, dass es ungeeignet ist, weil das Seil nicht statisch ist und somit kein konstanter Abstand gehalten werden kann. Ich schraubte daher den Stiel von einem

Besen ab. Mit diesem langen Holzstock in den Händen sollten beide Spaziergänger verbunden sein und ihre Bewegungen dem anderen mitteilen können.



*Gutenbergstraße, Cosmo Hartung 2026*

Beim Spazieren konnten wir unterschiedliche Erfahrungen an beiden Enden des Stocks machen. Die vorwärtsgelende Person ging vorausschauend und achtsam. Sie dachte den Weg für die Person hinter sich mit und prüfte den Weg nach potenziellen Gefahren. Diese Aufgabe war die meiste Zeit so einnehmend, dass sie selbst den Blick und die Gedanken weniger in der Umgebung schweifen ließ. Auf der anderen Seite war die rückwärtsgelende Person in einer sehr aufmerksamen Haltung. Man konzentrierte sich sehr auf den Stock in der Hand und wartete ab, welche Signale man erhielt. Es blieb auf vielen Abschnitten des Weges sehr aufregend, rückwärtsgelenden, da es auch eine Vertrauensübung war, sich auf die andere Person zu verlassen. Zur selben Zeit

war man motorisch gefordert. Abschnitte, auf denen der Weg für eine Weile ungestört geradeaus ging, stellten Momente dar, in denen man sich weniger auf den Stock und mehr auf die Wahrnehmung der Umgebung konzentrieren konnte. In diesem Moment fanden beide Personen einen gemeinsamen Rhythmus in der Bewegung, der das Gehen erleichterte, weil es sich automatisierter anfühlte. Meine Spaziergänger stellten in der Rückwärtsgelenden auch fest, dass in ihrem Sichtfeld, anders als beim Vorwärtsgelenden, die sichtbaren Dinge in ihrer unmittelbaren Nähe nicht immer weniger werden, sondern rückwärts, mit jedem Schritt neue

Dinge hinzukommen. Diese Beobachtung fand ich faszinierend. Weiterhin konnten wir feststellen, dass sich Rückwärtsgehen auch befreiend anfühlen konnte. Während die vordere Person die Führung des Wegs übernahm, war die hintere frei von der Verantwortung des Weges. Frei von den Entscheidungen, wo man entlanggeht. Man konnte sich zurücklehnen und das Spektakel, stetig neuer Dinge, die das Sichtfeld betreten, genießen.

### *Eine Sackkarre*

Das Gefühl, davon befreit zu sein, den Weg zu prüfen oder über Richtungen zu entscheiden, interessierte mich und wollte ich auf meinem nächsten Spaziergang vertiefen. Die Steigerung dieses Gefühls bedeutete für mich, dass eine von zwei Personen sich nicht bewegen dürfte und die andere komplette Kontrolle hätte. Inspiriert war ich von einer Fahrt im Frühjahr, als mich eine Freundin auf der Ladefläche ihres Cargo-Fahrrads durch die Stadt fuhr. Ich hatte keine Kontrolle über meinen Weg. Gleichzeitig nahm ich einen ungewohnten Blickwinkel durch das Sitzen auf der Ladefläche ein. Ich überlegte also: Wie könnte ich eine andere Person transportieren? Selbstverständlich wollte ich kein Fahrrad nehmen, da die Bewegungsgeschwindigkeit damit eine ganz andere als zu Fuß wäre. Jedoch würde ich ein Hilfsmittel brauchen, um das Körpergewicht einer ganzen Person tragen zu können. Das Prinzip der Sackkarre schien meinen Anforderungen perfekt zu entsprechen. Also lieh mir eine aus der M18 aus.

Anders als beim Rückwärtsgehen blieb nun mehr Zeit, sich auf seine Wahrnehmung zu konzentrieren. Durch die Neigung der Sackkarre war der Blick tendenziell nach oben gerichtet. Hauskanten, Dächer und der Kontrast zum Himmel standen häufig im Fokus. Durch die fehlende Aufmerksamkeit auf den Boden und den Weg selbst, konnte man sich entspannen und die Bilder vor seinem Auge auf sich zukommen lassen. Allerdings wurde diese Entspannung regelmäßig unterbrochen, wenn man durch die Unebenheiten des Bodens erschüttert wurde. Diese Erschütterungen fühlten sich für die transportierte Person erschreckend an, weil sich diese durch die Neigung der Sackkarre in einer schwebenden Balance befand, die nur durch die Kraft der schiebenden Person gehalten wurde. Dies waren die Augenblicke, in denen der transportierte Spaziergänger sich seiner Kontrollabgabe schnell bewusst wurde. Auf der anderen Seite war

sich die schiebende Person in diesen Momenten auch ihrer Verantwortung bewusst. Dieses Verantwortungsgefühl war noch größer als beim Vorausgehen am Partnerstock. Denn anders als beim Rückwärtsgehen hat die Person auf der Sackkarre überhaupt keinen Handlungsspielraum, sondern ist der anderen Person komplett ausgeliefert. Daher hatte man beim Schieben eher einen Tunnelblick, weil man sich sehr stark auf den Untergrund konzentrierte und der Blick sich Schritt für Schritt von Unebenheit zu Unebenheit vortastete. Hinzukam die körperliche Anstrengung, das gesamte Gewicht einer Person zu bewegen. Hier muss man auch erwähnen, dass die Wege zum Teil zugeschneit und vereist waren.

Wie gerade angemerkt, bewegt sich eine Person nur passiv, während die andere aktiv ist und die Bewegung steuert. In meinen Augen entstand dadurch eine Hierarchie, die größer als beim Spazieren mit Stock gewesen ist. Beim Partnerstock musste man sich zusammen navigieren, denn die vordere Person gab den Weg zwar an, aber musste dennoch mit der hinteren durch den Stock interagieren, und diese wiederum konnte ebenso Einfluss nehmen. Der Stock ermöglichte eine Kommunikation in beide Richtungen, die Sackkarre aber nur in eine. Noch bevor wir anfangen mit Spazieren, entstand in meinem Kopf eine Assoziation, die ich eigentlich vermeiden wollte. Da mein Spaziergängerpaar aus Frau und Mann bestand, war die Idee, die weibliche Person zu transportieren, weil diese leichter und die männliche Person kräftiger ist. Was mich daran aber irritierte, war, dass ein Bild entstehen könnte, wie „Der Mann schleppt die Frau ab“. Was diesen Eindruck verstärkte, war, die Sackkarre, die dafür da ist, Gegenstände und häufig Waren aus Geschäften zu bewegen. Das könnte auch in die Objektifizierung von Frauen spielen, die Frau auf der Sackkarre als Ware zu betrachten, über die der Mann verfügt. Um diese Assoziation zu entschärfen, wollte ich, dass beide Spaziergänger auf dem Weg die Rollen tauschen. Somit waren beide in der aktiven und passiven Position. Außerdem wählte ich den gleichen Anfangs- und Endpunkt, um anzudeuten, dass man diesen Spaziergang in einer Dauerschleife im Kreis machen könnte. Dabei wäre nicht der Weg das Ziel, sondern die Erfahrung selbst. Die Sackkarre würde somit das machen, wofür sie geschaffen wurde: Waren transportieren. Doch ist dieses Mal die Ware, die Erfahrung des Spaziergangs.





*Schubertstraße, Cosmo Hartung 2026*

### *Ein Spiegel*

Da sich das Rückwärtsgehen schon einmal als so spannend und kognitiv aktivierend erwiesen hatte, überlegte ich diesmal, wie man allein rückwärtsgeht und sich dabei trotzdem gut orientieren kann. Seit längerer Zeit dachte ich darüber nach, etwas mit einem Spiegel zu machen. Spiegel können uns interessante Blickwinkel ermöglichen. Für einen Spaziergang führte ich diese beiden Ideen zusammen und ging mit einem Spiegel rückwärts spazieren. Basierend auf dem gleichen Prinzip eines Rückspiegels im Auto, wollte ich mit diesem „Rückgehspiegel“



navigieren. Mit der Möglichkeit, den Spiegel halten zu können, wie man ihn braucht, konnte man sich vorsichtig, aber sicher genug bewegen. Der Spiegel nahm so eine wichtige Rolle ein, dass man alles um den Spiegel herum ausblendete und die Welt nur noch durch dieses Viereck sah.



*Prellerstraße, Cosmo Hartung 2026*

### ***Eine Fahne***



*Cranachstraße, Emin Dazdarevic 2025*

Um mir ein weiteres Mal die Entscheidung darüber abnehmen zu lassen, wohin ich gehe, hatte ich dieses Mal vor, mit dem Wind zu spazieren. Ich fantasierte darüber, mir vorzustellen, dass der Wind selbst spaziergeht und dabei eine Richtung einschlägt. Ich wollte dem Wind nachgehen und schauen, wo er hingeht. Dafür baute ich mir meine eigene Wetterfahne aus einem dünnen Ast, den ich auf der Straße fand, und einer Plastiktüte. An jeder Kreuzung positionierte ich mich in der Mitte der Straße. Es war ein ungewöhnlicher Ort, um zu verharren. Ich drehte mich in jede mögliche Richtung, die mir eine Straße zum Gehen bot, um anhand meiner Fahne zu sehen, in welche Richtung der Wind weht. Jedes Mal war ich gespannt und überrascht, in welche Richtung es mich wies.

### ***Eine Holzlatte***

Der Spaziergang mit einer Holzlatte entstand dadurch, dass ich untersuchen wollte, wie es sich anfühlt, mehr Platz auf den Wegen einzunehmen, als man sonst tut. Man kennt das Gefühl vielleicht von Wohnungsumzügen, wenn man schwer bepackt, die Hände voll, etwas durch eine

Tür oder einen schmalen Flur versucht zu transportieren. Diese umsichtige, vorsichtige Aufmerksamkeit für Bewegungen wollte ich auf das Gehen in der Straße übertragen. Bei meinen Überlegungen, welchen Gegenstand ich für solche eine Art von Gehen benutzen könnte, kam ich auf eine Holzlatte. Diese war neben anderen Baumaterialien von einem Wohnungsprojekt aus dem Frühjahr übriggeblieben. Wochen zuvor hatte ich einen ähnlichen Spaziergang gemacht, bei dem meine Idee war, einen ausgeklappten Zollstock quer in meinen Händen, vor mir herzutragen. Dabei dachte ich an das System von Maßeinheiten und Normen, welches auch für den Bau von Straßen und Wegen verwendet wird. Auch hiermit wollte ich schon meinen unmittelbaren Aufmerksamkeitsradius durch einen langen Gegenstand erweitern. Jedoch merkte ich, dass der Zollstock zu schmal, zu leicht und zu kurz war, um einen wirklichen Eindruck auf mein Gehen zu machen (auch auf Video ging er verloren). Die Holzlatte hingegen war breiter, schwerer und länger als zwei Meter. Es war für mich auch passend, weil der Mensch seit Anbeginn seiner Geschichte Holz bewegt. Holz sammeln und tragen, um Feuer zu machen oder Dinge herzustellen oder Häuser damit zu bauen. Ich wollte bei diesem Spaziergang die Latte aber nicht in den Händen tragen, sondern die Hände frei bewegen können, um das Gehen selbst so natürlich wie möglich zu gestalten. Daher nahm ich zwei Tragegurte, fädelt die Latte hindurch und trug sie hinter mir.



*William-Shakespeare-Straße, Cosmo Hartung 2026*

Eine weitere Absicht mit diesem Gegenstand war es, das seitliche Gehen zu provozieren. Man nimmt eine ungewöhnliche Perspektive beim seitlichen Gehen ein. Normalerweise ziehen Hausfassaden seitlich in unserem Sichtfeld vorbei. Wir können im Gehen den Kopf drehen, um diese anzuschauen. Jedoch blicken wir dadurch in einem flachen Winkel auf die Fassade und nie frontal. Es ist genau diese frontale Ansicht, die wir sonst nur im Stillstand und kaum in der Bewegung kennen. Mein ganzes Sichtfeld wird parallel zur Fassade der Straße angeordnet. Das ermöglicht eine andere Betrachtungsweise. Wenn ich seitlich, also parallel mit meinem Blick zur Wand gehe, ändert sich der Abstand zu dem, was mein Blick fokussiert, nicht, sondern bleibt konstant. Wenn ich allerdings geradeaus durch eine Straße gehe, ändert sich der Abstand zu dem, was ich fokussiert anschau, viel häufiger. Wenn ich geradeaus gehe und geradeaus blicke, findet schon eine Veränderung aufgrund meiner Vorwärtsbewegung statt. Dies liegt auch daran, dass man beim Vorwärtsgen viel mehr Möglichkeiten hat, die Entfernung des Blicks zu verändern. Ich kann unmittelbar auf meine Füße gucken oder bis zu dem nächsten Baum, an dem ich vorbeilaufe, oder bis weit zur nächsten Straßenkreuzung oder noch weiter bis zum Ende der Straße. Der Abstand zu dem, was in meinem Blick fokussiert ist, ändert sich damit jedes Mal.

Auf dem Spaziergang hat sich häufig die Frage gestellt: In welche Richtung drehe ich mich, um seitlich zu gehen? Häufig hatte man die Wahl zwischen einem nahen Blick auf eine Hausfassade oder einem etwas breiter gefassten Blick auf die gegenüberliegende Straßenseite. Es gab aber auch Situationen, in denen man andere, meist entgegenkommende Passanten mitberücksichtigen und sich entscheiden musste, ob man ihnen den Rücken oder den Bauch zukehrt. Auch wenn man in solchen Momenten anderen Passanten ähnlich nahegekommen ist, als wäre man ohne große Holzlatte unterwegs, so berichtete mein Spaziergänger, wie sich ein Gefühl von Distanz zu andern Menschen bei ihm breit machte, was sogar einem Gefühl von Einsamkeit ähnelte. Es war der gefühlte Abstand zu anderen, der sich durch die Latte vergrößert hatte. Der Tragende der Holzlatte musste sich die meiste Zeit gut konzentrieren und aufmerksam sein, um nirgendwo anzuecken. Bäume, Zäune, Schilder und Autos forderten einen heraus, seinen Gang und seine Position zu durchdenken und anzupassen. Immer wieder wurde das Schrittempo angepasst, wenn man einem potenziellen Hindernis näherkam. Diese vorsichtigen Bewegungen, gepaart mit meinem teilweise rhythmischen Seitwärtsschritt, erinnerten mich an einen Tanz. Mit der Latte dazu entstand die Assoziation zu einem Drahtseiltänzer, der mit einer Latte sein Gleichgewicht auf dem Weg findet – der Holzlattentänzer.



*Philippe Petit, Alan Welner 1974*

### *Eine weiße Pappe*

Wie eben schon angeführt interessiere ich mich für das Seitwärtsgehen. Meine Absicht war es, mit der Holzlatte genau dies zu erforschen. Allerdings stellte ich auch fest, dass man sich mit der Latte auf sehr viel mehr konzentrierte als nur auf den Blick in der seitlichen Bewegung. Daher wollte ich einen neuen Versuch unternehmen, bei dem ich genau dies machen kann. Ich überlegte mir, wie ich gezwungen wäre, meinen ganzen Spaziergang seitlich zu gehen. Ich kam darauf, dass es zwei Personen dafür bräuchte. Lehne ich mich Rücken an Rücken mit einer Person, kann ich mich nicht nach Belieben mit meinem Körper drehen, da man einander mit dem Körpergewicht abstützt. Als Hilfestellung und um diesen Balanceakt besser zu visualisieren, sollten beide Spaziergänger eine Pappe zwischen sich klemmen, mit dem Ziel, dass sie nicht herunterfällt. Die Pappe wurde somit nur davon gehalten, dass Rücken an Rücken gepresst wurde.



*Abraham-Lincoln-Straße, Cosmo  
Hartung 2026*

Eine kleine Herausforderung war es anfänglich, gemeinsam einen Rhythmus zu finden, in dem man mit dem Partner geht. Aber nach ein paar Anläufen war man gut auf sich abgestimmt und die Schritte automatisierten sich, wodurch man genug Kapazitäten hatte, die Umgebung auf



sich wirken zu lassen, wie sie seitlich vor dem Auge vorbeizog. Wie schon beim Holzlatten-Spaziergang beschrieben, ging man entweder nah einer Hauswand oder mit Blick auf die gegenüberliegende Straßenseite. Wir entdeckten beim Blick auf die Hauswand viele Details. Unter anderem Sticker, Graffiti, Gas- und Wasserschilder. Man konnte sich in die Beschaffenheit und Struktur der Fassade vertiefen. Dabei kam der Gedanke auf, wie viel Arbeit in dem Bau und der Verzierung mancher dieser steckt. Auf der anderen Seite der Pappe fielen uns die Dächer der Häuser, genauso wie die horizontale Linie in den Fassaden auf. Diese Linien entstanden durch Fenster, Farben, Kanten, Gesimse und Übergänge von verschiedenen Strukturen oder Materialien. Auch der Blick durch die Spalten oder Lücken von Häusern war bemerkenswert. Als würde man durch eine Schlucht schauen, eröffnete sich teilweise ein Blick hinter die Häuser. Diese Orte schotten sich durch die orthogonale Straßenanordnung selbst ab und sind meist nur von den Anwohnern genutzt und ihnen zugänglich (z.B. Hinterhöfe, Parkplätze und Gärten). Diese Orte hinter den Häusern entziehen sich der gewöhnlichen Wahrnehmung unseres Alltags. Durch die Spalten können wir aber einen kleinen, kurzen Einblick in einen Ort erhalten, der uns von oben betrachtet eigentlich so nahe ist und doch so versteckt liegt.

### *Eine Schlafmaske und Lärmschutzkopfhörer*

Sich die Augen zu verbinden und durch die Stadt zu gehen, schwebte mir seit einiger Zeit durch den Kopf. Interessant für mich war dabei, ob und wie ich Raum wahrnehmen kann, ohne etwas zu sehen. Wenn ich bei Nacht durch den Flur meiner Wohnung gehe, dann lasse ich das Licht manchmal ausgeschaltet. Was ich daran so aufregend finde, ist, wie ich den Weg, den ich gehe, in meinen Gedanken konstruiere. Dieses Bild ergibt sich, weil ich weiß, wo das Regal steht, wo der Flur einen Knick macht und welchen weiteren Gegenständen ich ausweichen muss. Anhand meines Wissens von dem Ort und meines Muskelgedächtnisses kann ich diese Strecke gehen, ohne dabei viel zu sehen. Jedoch ist ein dunkler Wohnungsflur nicht exakt das Gleiche wie blind durch die Stadt zu gehen. Der große Unterschied liegt darin, dass in der Stadt nicht nur ich mich bewege, sondern auch andere. Autos und Fußgänger können in solch einem Falle auch zu einer Gefahr werden, wenn man sie nicht sieht und in sie hineinläuft. Weiterhin ist es

im Inneren einer Wohnung oft still, während es draußen in der Stadt viel mehr zu hören gibt. Die Stadt bietet eine große Geräuschkulisse. Die Art der Geräusche oder die Lautstärke beeinflussen häufig mein Wohlbefinden an einem Ort. Generell bevorzugt man meist eine leise Straße als eine laute. Man hat auch Vogelgezwitscher lieber als ein rückwärtsfahrendes Müllauto. Geräusche können daher einen Ort prägen. Die Künstlerin Janet Cardiff hat mit ihren Audiowalks schon häufig gezeigt, wie Geräusche unsere Wahrnehmungen leiten können. Mit meinem Spaziergang wollte ich einmal der blinden Erfahrung des Stadtraums näherkommen und zugleich die Rolle des Hörens beim Gehen erkunden. Eine Person mit verbundenen Augen (Schlafmaske) und die andere mit verdeckten Ohren (Lärmschutzkopfhörer).



*Zöllnerstraße, Cosmo Hartung 2026*

Ich wollte den Spaziergang zu zweit durchführen, um die Sicherheit der blinden Person sicherzustellen. Ursprünglich stellte ich mir vor, dass die taube Person vorangeht und die blinde Person dahinter und dabei die Hände auf die Schultern der vorderen Person legt. Nach ein paar Testrunden stellten meine Spaziergänger und ich fest, dass die blinde Person dabei aber viel zu passiv ist. Durch das direkte Hinterhergehen nahm man der blinden Person zu viel Spielraum, den Weg selbst zu spüren und zu erkunden. In einer zweiten Testrunde gingen beide eingehakt nebeneinander. Nun hatte die blinde Person zwar genug Spielraum, aber die taube Person war zu sehr auf ihren Partner fokussiert. Damit jeder von beiden möglichst ungestört vom anderen seiner Wahrnehmung freien Lauf lassen kann und trotzdem miteinander verbunden ist, entschieden wir uns dafür, dass die blinde Person sich nur mit dem rechten Arm an der linken Schulter der vorausgehenden tauben Person festhält. Jedoch gibt es ein Ungleichgewicht

zwischen beiden Spaziergängern, denn Sehen vermittelt uns mehr Informationen (und damit mehr Orientierung und daraus folgend mehr Sicherheit) als das Hören. Darum ging die sehende Person auch voran. Nach einer Weile wurde die Schlafmaske gegen die Lärmschutzkopfhörer getauscht. Da die Kopfhörer lediglich Geräusche reduzieren, hatten beide Personen Ohropax dabei, die sie zusätzlich darunter trugen, womit wir versuchten, dem Gefühl von absoluter Stille näherzukommen.

Beim Gehen ohne Hören fiel der eigene Atem auf, den man nun deutlich hören konnte. Die Regelmäßigkeit des Atems wurde zum Takt, dem man folgt. Ein Spaziergänger beschrieb es als meditativ. Die andere Person sagte später, ihr Schritt automatisierte sich und sie dachte weniger ans Gehen und war nun mehr in ihren Gedanken verloren. Ich selbst nahm die Stille, als etwas sehr Angenehmes wahr. Ich war jedoch jedes Mal alarmiert, wenn ich eine Straße überqueren musste. Denn obwohl ich den potenziellen Verkehr hätte sehen können, war die fehlende akustische Vergewisserung doch sehr befremdlich.

Das Gehen ohne Sehen wurde von uns sehr unterschiedlich wahrgenommen. Es war schwierig, die zurückgelegten Distanzen richtig zu schätzen, und ich war am Ende meistens überrascht, wo ich tatsächlich angekommen bin. Während die eine Person sich beim blinden Gehen entspannen konnte und sogar teilweise von Langeweile sprach, war die andere Person sehr angespannt und aufgeregt (was mir ähnlich ging). Die Person, die dabei entspannter war, konnte sich besser auf das Hören konzentrieren und berichtete, Dinge gehört zu haben, die ihr normalerweise nicht aufgefallen wären (wie z. B. zwitschernde Vögel). Unter der Anspannung des Blindseins war das Hören aber für mich nicht als genussvoll, erkundend oder umherschend zu beschreiben. Das Hören trat sogar eher in den Hintergrund, da der Fokus sehr auf der führenden Person lag. Im Moment des Nichtsehens hatte ich das Bedürfnis, langsamer zu gehen, da die Person vor mir aber sehen konnte, ging ich in der Schrittgeschwindigkeit eines sehenden Menschen. Außerdem war mein Schritt selbst sehr viel aufmerksamer. Es war beinahe, als würde ich mit jedem Tritt den Boden testen, ob es sicher sei, darauf zu gehen. Noch mehr als der Partnerspaziergang am Schock spielte das Vertrauen beim Gehen eine große Rolle. Neben der Aufregung für die Person mit verbundenen Augen, war es doch eine sehr schöne Möglichkeit, den Freiraum gestellt zu bekommen, seine Sinne auf solch eine Weise zu testen.



## *Ein Bücherstapel*

Die Idee, sich Bücher unter die Schuhe zu schnallen, basierte auf der Frage: Wie blicken größere Menschen auf ihre Umgebung? Eine Freundin (die von der Körpergröße kleiner als ich ist) bekundete eines Tages ihre Neugier, wie es wohl wäre, die Blickperspektive einer großen Person zu haben. Um mich in solch eine Lage zu versetzen, sammelte ich ausgesonderte Bücher aus meiner Wohnung und band sie zu zwei Bündeln, die circa 20cm hoch sind. Schon allein durch das Draufstehen wurden meine Wahrnehmungsmechanismen aktiv. Durch die erhöhte Lage ergaben sich neue, spannende Blickwinkel. Ich konnte zum Beispiel von oben auf meinen Kleiderschrank gucken, der Boden war weiter weg von mir, oder ich nahm meinen Türrahmen anders wahr, weil er auf einmal viel näher an meinem Kopf war. Nachdem ich die Bündel mit Spanngurten an meine Füße geschnallt hatte, begann ich, durch mein Zimmer zu laufen. Dabei fiel mir auch auf, wie sich meine Schritte veränderten. Die flache Unterseite machte ein Abrollen der Füße schwer. Hinzukam das ungewohnte Gewicht an den Füßen, was gleichzeitig den Gleichgewichtssinn herausforderte. Dennoch wirkte dieser mir so vertraute Raum auf einmal sehr anders auf mich. Diese Art der Höhenveränderung ist teilweise auch im Alltag bekannt, nämlich von Personen, die Schuhe mit Absatz tragen. In der Regel verändern diese die Größe des Tragenden, aber nicht so sehr wie ein Stapel Bücher. Während ich an diesem Spaziergang arbeitete, entdeckte ich auch den Künstler Hans Hemmert. In der Ausstellung *Personal Absurdities* von 1997 (Galerie Gebauer Berlin) zeigt er seine Arbeit */eve/*. Es war eine Art Party, bei der alle Besucher auf Augenhöhe interagierten. Dies wurde dadurch möglich, dass 50 Plateauschuhe in variierender Höhe von 5–43 cm bereitgestellt wurden. Beim Betreten der Ausstellung zog man sich diese aus Styrodur, Gummi und Klettverschlüssen bestehenden Schuhe an, womit jeder am Ende 2 Meter groß war. Gleiches geschah auch mit den Personen, die ich dazu eingeladen hatte, meine Bücherschuhe auszuprobieren. Als meine kleinere Schwester die Schuhe anprobte, stellten wir mit Spaß fest, dass wir in diesem Moment exakt gleich groß waren (was hier allerdings eher ein Zufall war).



*Level, Hans Hemmert 1997*

*Bücherstapel, Cosmo Hartung 2026*

Mit der eben erwähnten Freundin, die neugierig war, wie es ist, größer zu sein, ging ich den Weg von meinem zu ihrem Haus. Dabei fielen ihr ähnliche Dinge wie mir zuvor auf. Neue Perspektiven taten sich auf, besonders durch Orte, die vorher verdeckt lagen (z. B. der Blick hinter die Hecke). Jedoch formulierte sie ihre Beobachtung, wie ich es aufgrund meiner Körpergröße nicht getan hätte. Sie beschrieb, wie sie Barrieren und Grenzen weniger als solche wahrnahm. Autos, Mauern oder Hecken blockierten mit ihrer neuen Körpergröße weniger ihre Sicht und wurden somit anders wahrgenommen. Zusammenfassend sagte sie, dass ihr dieser Blick gefiel.

Bücher können auch als Symbol für Wissen gedeutet werden. Wenn man möchte, könnte man in diesen Spaziergang hineininterpretieren, dass man durch Wissen im wahrsten Sinne des Wortes wächst. Aber auch Wissen als ein Fundament, auf dem man geht und zur Weisheit und Wahrheit gelangen kann. Man könnte aber auch sagen, dass Wissen manchmal eine Last ist, wie durch das Gewicht der Bücher an den Füßen spürbar wird. Gerade in der heutigen Zeit von Informationsfluten, die uns umgeben, kann sich Wissen auch wie Ballast anfühlen.

### ***Eine Taschenlampe***

Wie unterscheidet sich ein Spaziergang bei Dunkelheit im Vergleich zu einem bei Tageslicht? Über diese Frage dachte ich nach, während wir das Spazieren unterm Lichtkegel filmten. Eine Frage, von der ich eine einfache und schnelle Antwort erwartete, da der Kontrast zwischen Tag und Nacht, ja ein so starker Gegensatz, doch eigentlich eindeutig sein sollte. Doch schien sich zuerst nicht viel geändert zu haben. Die Wege waren die gleichen, ebenso das Gehen selbst.

Auch der Blick, laut meines Spaziergängers, schien zuerst einmal nichts anderes zu machen als tagsüber. Nach einer Weile des Aufmerksamseins und Nachdenkens stellten wir folgende Hypothesen auf. *Im Dunkeln konzentriert man sich mehr auf den Weg.* Schon öfters bemerkte ich, wie man beim Spaziergehen die Beschaffenheit seines Untergrunds automatisch untersucht. Dies geschieht nicht durchweg, sondern eher nebenbei immer mal wieder, um sich zu vergewissern, dass der Weg, auf dem ich gehe, für meine Füße geeignet ist. Gehe ich über Asphalt oder Kies, verändert sich die Höhe des Weges durch einen Bordstein oder hat eine Wurzel den Untergrund ausgebeult, liegt eine Pfütze vor mir oder ein Hundehaufen? Wir schauen aber auch, ob der Weg frei ist von Hindernissen. Versperrt eine Mülltonne meinen Weg oder kommt ein Auto aus der Ausfahrt gefahren, steht ein Laternenpfahl vor mir oder kommt mir ein Passant entgegen? Mal bewusst, aber wahrscheinlich häufiger unbewusst, führen wir solch eine Kontrolle durch. Selbstverständlich schauen wir auch tagsüber nach solchen Dingen. Wenn es aber dunkel ist, fällt es uns schwerer, solche Dinge nebenbei zu erkennen. Durch unbewusste Blicke oder anhand unserer Peripherie erreichen uns aufgrund der Dunkelheit weniger Informationen, sodass wir unsere Aufmerksamkeit häufiger bewusster auf den Weg lenken.

Haben wir uns versichert, dass unser Weg für uns geeignet und frei von Hindernissen ist, kommt die zweite Hypothese ins Spiel. *Beim Spazieren in der Nacht ist man mehr in die eigenen Gedanken vertieft.* Hiermit meine ich die Art von Gedanken, die nichts mit der Wahrnehmung der Umgebung zu tun haben, sondern eher ein Abdriften in Tagträumereien. Die Dunkelheit ist eine starke Einschränkung für das, was wir sehen können. Hinzukommt, dass zu der Uhrzeit, zu der es dunkel ist, das Treiben auf der Straße einen ruhigeren Eindruck macht. Man assoziiert die Dunkelheit mit Feierabend und nächtlicher Ruhe. So macht es den Anschein, dass man sich beim Gehen schneller in seine Gedankenwelt zurückzieht, da den Sinnen auf den ersten Blick weniger geboten wird. Grob gesagt: Kann ich weniger sehen, gibt es auch weniger Reize für mein Auge, auf die ich aufmerksam werden kann. Wie man vom Spaziergang mit Schlafmaske erfahren konnte, führt die Abwesenheit an visuellen Informationen häufig eher zu einer angespannten, alarmierten Haltung. An dieser Stelle ist aber auch anzumerken, dass man als weißer, großer Mann mit einem anderen Gefühl von Sicherheit durch die nächtliche Stadt geht als eine weibliche Person. Letztendlich hängt es aber von vielen Faktoren ab, wie sehr man in seiner eigenen Gedankenwelt vertieft ist.

Jedoch ist man bei Nacht nicht komplett blind und verfügt auch weiterhin über alle

menschlichen Sinne. Denn wenn es dunkel ist, kann ein Spaziergang durch die Stadt auch sehr interessant sein. Denn die nächste Hypothese lautet: *Licht leitet unsere Wahrnehmung*. Mir fiel bei einem nächtlichen Spaziergang auf, dass eine Straße bei Nacht dunklere und hellere Bereiche hat. Gerade die hellen Bereiche ähneln einem Meer aus Lichtflecken, und mein Blick springt manchmal von diesen Flecken wie von Insel zu Insel. Diese Flecken entstehen durch erleuchtete Fenster, Straßenlaternen oder vorbeifahrende Autos. Wenn ich tagsüber an einem Haus vorbeilaufe, kann ich alle Fenster sehen, aber mein Blick bleibt oftmals an diesen nicht lange hängen (besonders wenn deren Form und Anordnung auf der Fassade schlicht und symmetrisch gehalten sind). Gehe ich nun aber nachts an diesem Haus vorbei, so folgt mein Blick automatisch den Fenstern, die erleuchtet sind. Die Lichtquelle zieht meine Aufmerksamkeit automatisch an. Ebenso mit Straßenlaternen. Sie sind Fixpunkte einer nächtlichen Straße, an denen man sich entlanghangeln kann. So scheint es, dass uns durch diese festen Lichtquellen nur ein sehr selektierter Ausschnitt zur Verfügung steht, zu dem vergleichsweise grenzenlosen Angebot, das wir tagsüber haben.



*William-Shakespeare-Straße,  
Cosmo Hartung  
2026*

Spaziergänge bei Nacht zu erkunden, tauchte über das Semester immer wieder auf. Jedoch hatte ich bei frühen Versuchen in dieser Richtung oft keine bemerkenswerten Einfälle. Die Idee, eine Taschenlampe an einer Holzlatte zu befestigen und damit unter einem Lichtkegel spazierenzugehen, hätte ich beinahe verworfen. Grund dafür war die Überlegung, inwiefern dieser Gegenstand etwas in der Wahrnehmung des Spaziergängers verändert. In meiner Vorstellung manipulierte es weder das Gehen oder Sehen noch einen anderen Sinn. Die Person interagiert nicht mit dem Wahrnehmungsinstrument, sondern trägt es eher passiv mit sich herum. Das widersprach der Idee, wie ich meine Gegenstände bisher einsetzte. Als ich mich jedoch mit Michel de Certeau vertraut machte, wollte ich dem Lichtkegel nochmal eine Chance geben.

Mit de Certeaus Augen kann man das Gehen als eine kreative Tätigkeit sehen, mit der man sich einem strikten System entzieht. Ich glaube, mit all meinen vorherigen Spaziergängen habe ich mich in diesen kreativen Freiräumen der Straßen bewegt. Mit dem Lichtkegel wollte ich den Spaziergänger wieder sichtbar machen, der sich sonst der Überwachung entzieht. Wie im



*Panopticon, Illinois*

Panopticon, wo Gefangene in lichtdurchdrungenen Zellen untergebracht sind, so hat auch mein Spaziergänger ein Spotlight auf sich gerichtet, womit er sich selbst in der Dunkelheit nicht verstecken konnte. Der Spaziergänger wird in seiner Tätigkeit des Gehens hervorgehoben und damit die Tätigkeit des Kreativseins selbst zu betonen.

## Literaturverzeichnis

- Abel, Alexandra und Bern Rudolf. 2018. Zur Einführung. In Alexandra Abel und Bernd Rudolf (Hg.), *Architektur wahrnehmen*, 13-20. Bielefeld: transcript Verlag.
- Balasukumaran, Tharani, Benita Olivier und Mokgobadibe Veronica Ntsiea. 2018. The effectiveness of backward walking as a treatment for people with gait impairments: a systematic review and meta-analysis. *Clinical Rehabilitation* 33(2):171-182.
- Bianchi, Paolo. 2020. Ästhetik des Gehens. *Kunstforum* 266. 46-107.
- Burckhardt, Lucius. 2008. *Warum ist Landschaft schön? Die Spaziergangswissenschaft*. Martin Schmitz Verlag: Berlin
- Careri, Franceso. 2017. Walkscapes: Walking as an Aesthetic Practice. Culicidae Architectural Pres: Ames.
- Cullen, Gordon. 1991. *Townscape: Das Vokabular der Stadt*. Birkhäuser Verlag: Basel.
- de Certeau, Michel. 1988. *Kunst des Handelns*. Merve Verlag: Berlin.
- Fischer, Ralf. 2011. *Walking Artists: Über die Entdeckung des Gehens in den Performativen Künsten*. Transcript Verlag: Bielefeld.
- Jonak, Ulf. 2018. Offene Augen und offener Blick. In Alexandra Abel und Bernd Rudolf (Hg.), *Architektur wahrnehmen*, 7-12. Bielefeld: transcript Verlag.
- Neumeyer, Harald. 1999. *Der Flaneur. Konzeptionen der Moderne*. Würzburg: Königshausen & Neumann.
- Schmidt, Burghart. 2020. Gehen in Philosophie und Kunst. *Kunstforum* 266. 138-143.
- Seyler, Axel. 2018. Förderer der Schönheit. In Alexandra Abel und Bernd Rudolf (Hg.), *Architektur wahrnehmen*, 123-152. Bielefeld: transcript Verlag.
- Zelenin, P.V., T.G. Deliagina, G.N. Orlovsky et al. 2011. Activity of motor cortex neurons during backward locomotion. *Journal of Neurophysiology*. 105(6): 2698–2714.

## Bildquellen

Drahtseiltänzer: [https://www.sueddeutsche.de/projekte/artikel/gesellschaft/new-york-world-tradecenterphilippepetitpaulausterseiltaenzere976188/92046553fb35991163172a51d3e97db9d8a12c71e944ae916b9f18a9d59c989b\\_w2880\\_h1800\\_r0,48,2938,1836\\_q70.jpg](https://www.sueddeutsche.de/projekte/artikel/gesellschaft/new-york-world-tradecenterphilippepetitpaulausterseiltaenzere976188/92046553fb35991163172a51d3e97db9d8a12c71e944ae916b9f18a9d59c989b_w2880_h1800_r0,48,2938,1836_q70.jpg)

Hans Hemmert: [https://www.moma.org/interactives/exhibitions/2011/talktome/assets/TTM\\_093-large.jpg](https://www.moma.org/interactives/exhibitions/2011/talktome/assets/TTM_093-large.jpg)

Panopticon: <https://www.srf.ch/static/cms/images/960w/fa95f0.jpg>



## Erklärung

Ich versichere,

dass ich die vorliegende Arbeit selbstständig und nur unter Verwendung der gegebenen Literatur und Hilfsmittel verfasst habe.

Sämtliche Stellen, die anderen Werken entnommen sind, wurden unter Angabe der Quellen als Entlehnung kenntlich gemacht.

Die beiliegende digitale Fassung dieser Arbeit stimmt mit dem Druckexemplar überein.

Weimar, 10.02.2026

.....